



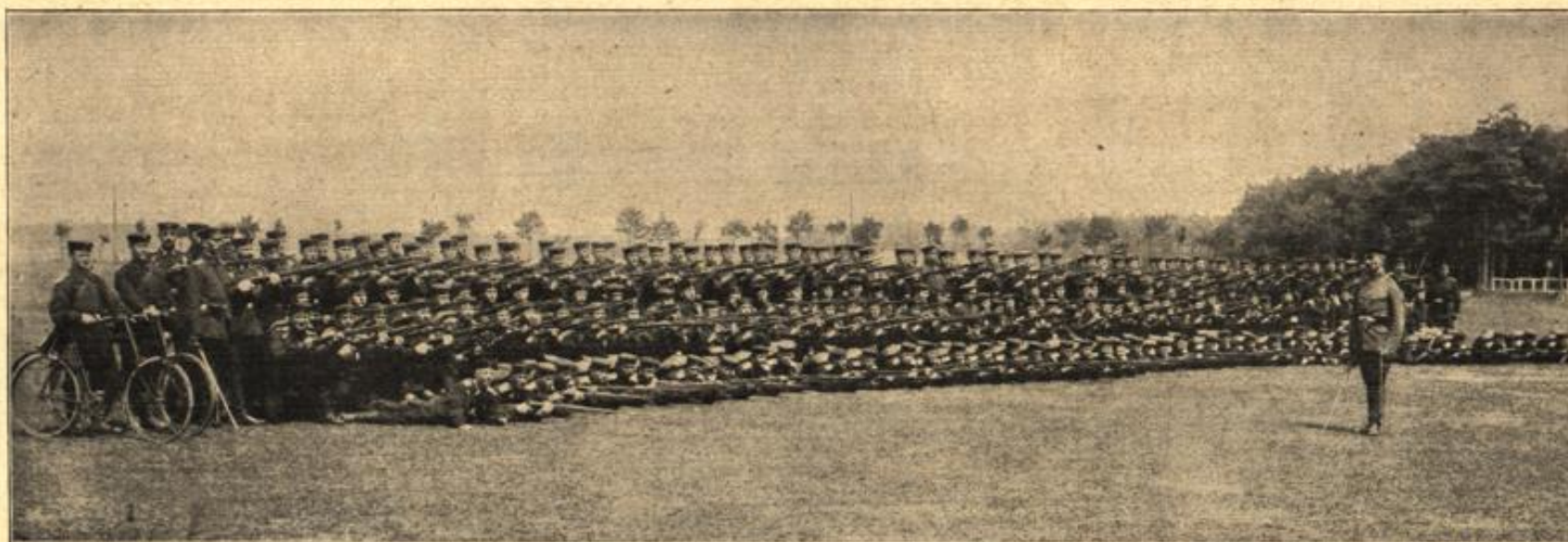
49. Jahrgang.

Deutsches

3. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.



Die Meher Kriegsfreiwilligen für China zur Bildung der 3. Compagnie des 4. ostasiatischen Infanterie-Regiments.  
(Hauptmann Oltmann, 15 Unteroffiziere, 18 Gefreite, 186 Mann.)

Post. E. Jacobi, Mag.

## Doktor Ohlhooffs Geheimnis.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

5.

Es ist einem bestimmten Ziele seines Strebens vor sich, ist der Mensch ein anderer, als wenn er unsicher und ohne Pfad in der Irre herumirrt. Die Gewissheit eines wenn auch nur eingebildeten Ziels verleiht ihm die Sicherheit, welcher der Erdensohn bedarf, wenn er nicht an seinem Leben, an seinem Können und Thun, oder in einem besonderen Falle an seiner Sache verzweifeln will. Robert befand sich in dieser Lage. An seinem neu erwachten Mut und Eifer erkannte er die Wichtigkeit der oft gehörten und gelesenen Sentenz. Allerdings glaubte er auch bis dahin keine Obliegenheit vernachlässigt zu haben, welche die Lösung seiner Aufgabe erforderte, mit der Kenntnis jenes Briefes aber kam ein ganz anderer, ein neuer Geist über ihn, ein erhöhtes Interesse an der Verfolgung seines Zwecks, das sich nicht nur in dem konzentrierten, angespannten Ausdruck seiner grauen Augen manifestierte, sondern auch in einer vermehrten Elastizität seines Gehirns, in gesteigerter Denks- und Urteilskraft.

Die damalige Wohnung des Doktors hatte sich auf der Behrenstraße befunden, näher dem Zentrum der Stadt. Der Berg kam damals noch nicht zum Propheten, und der Prophet mußte sich dem Berge nähern. Doktor Ohlhoff mußte es dem hochwohlwollenden Publikum so lange bequem machen, bis sein Renommee in höherem Maße anziehend wirkte, als die von den Genesungsuchenden auf dem Wege zu ihm zu überwindenden Hindernisse dieselben abzustößen vermochten.

Frau Wäber hatte eine der großen Halbetagen des zweiten Stocks innegehabt, deren meiste Zimmer — da das Logis für sie allein zu geräumig war — sie an junge Kaufleute oder Studenten zu vermieten pflegte. Ihre Pension, wenn auch nicht allzu bedeutend, hätte wohl hingereicht, Mutter und Tochter anständig zu ernähren, die Kosten einer so eleganten und ausgedehnten Wohnung hätte sie aber natürlich nicht davon bestreiten können. Nun mochte die Dame jedoch, als Fanny's Vater wenige Jahre vorher das Zeitliche segnete, die bis dahin benutzten und ihr lieb gewordenen Räume nicht verlassen, außerdem war die erforderliche Einrichtung einmal vorhanden, deren Verkauf gewiß mit erheblicher Einbuße verbunden gewesen

wäre. Die Witwe griff deshalb zu dem in allen derartigen Fällen gebräuchlichen Ausweg — sie vermietete einen Teil ihrer Behausung, um den andern dadurch zu behaupten. Der mit dieser Art des Erwerbes verbundene Kerger war die Ursache, daß sie in der Folge die Gelegenheit mit Freuden ergriff, ihre drei Zimmer im ganzen an Doktor Ohlhoff abzugeben, der in denselben und indem er noch den großen Korridor für die Dienste eines Wartezimmers in Anspruch nahm, seine ärztliche Wirksamkeit eröffnete.

Weitere Informationen über die Familie als diese hatte die Frau des Arztes dem Affessor nicht zu bieten vermocht, dem Beamten lag indessen daran, das junge Mädchen und ihre Verhältnisse näher kennen zu lernen, sowie ihren jetzigen Aufenthalt auszukundschaften. Wen aber sollte er fragen? Der Portier stellte sich ihm als „neuer Mann“ vor, der noch nicht zwei Monate im Hause sei, die Besitzer des Gebäudes hatten, wie er aus derselben Quelle erfuhr, in den letzten Jahren mehrmals gewechselt.

„Nur der Wirt in dem Restaurant unten,“ fügte der Portier hinzu, „wohnt schon viele Jahre da. Vielleicht erfahren Sie dort etwas.“



Post. E. Jacobi, Mag.

Feldmarschallmätige deutsche Infanterie für China in Litwa und Mähe.



Ohne Zögern benutzte der Affessor den Wink und betrat die Destille. In Anbetracht der Tageszeit — es war um die dritte Nachmittagsstunde — traf er es glücklich, denn in dem rauchigen Lokal befand sich außer ihm nur noch ein einziger Gast, ein alter Herr, der eifrig die neuesten Zeitungen studierte und von dem nicht zu befürchten war, daß er dem neuen Ankömmling und seinem Beginnen besondere Aufmerksamkeit schenken würde.

Leider überzeugte sich Rodbert bald, daß mit dem Wirt, der ihm das bestellte Glas Bier kredenzte, nicht viel anzufangen sei; er schien ein mürrischer, verbrießlicher, galliger Gesell, dessen gelbes, mageres Gesicht seine wenig ansprechenden Charaktereigentümlichkeiten physiologisch erklärte. Von ihm erfuhr der junge Jurist weiter nichts, als daß die Witwe mit ihrer Tochter thatsächlich im Hause gewohnt habe.

„Ist sie schon lange ausgezogen?“

„Sie ist gar nicht ausgezogen, sie ist gestorben,“ brummte der grämliche Destillenhaber.

„Gestorben? Schon vor längerer Zeit?“

„Vor etwa anderthalb Jahren.“

„So so — und die Tochter?“

„Fortgezogen.“

„Wissen Sie, wohin?“

„Bedauere, nein — ich bekümmere mich grundsätzlich nicht um anderer Leute Angelegenheiten.“

„Na, nichts für ungut,“ versetzte Rodbert halb entschuldigend, halb ärgerlich, und machte Miene, das Gastzimmer zu verlassen, als ein Blick auf die Frau des Wirts, die stridend hinter dem Schenktisch saß, ihn zum Bleiben veranlaßte. Die dicke, gutmütig aussehende Matrone drückte so viel Neugier und Spannung in ihren Zügen aus, daß der Affessor daraus den Schluß zog, mit ihr sei wohl eher ein Faden zu spinnen als mit ihrem Choleriker von Gemahl.

„Können Sie mir vielleicht Auskunft geben, gnädige Frau?“ forschte er mit verbindlicher Verneigung gegen die Striderin.

Die Frau zuckte förmlich zusammen bei der schmeichelfhaften Anrede — was fragte sie danach, ob dieselbe nur eine plumpe Schmeichelei oder den Ausdruck übertriebener Höflichkeit darstellte, ihr genügte die Thatsache, daß der Herr sie „gnädige Frau“ genannt, um ihn außerordentlich nett und liebenswürdig zu finden; sie würde von dieser Thatsache zuverlässig im Laufe der nächsten Stunden so viel Personenkenntnis geben, als ihr nur immer in den Wurf kamen, und fühlte sich durch dieselbe zu dem weitgehendsten Entgegenkommen veranlaßt.

„Das Fräulein hat eine Stellung als Gesellschafterin angenommen,“ erwiderte sie mit freundlichem Lächeln, ihren Stridstrumpf bis auf weiteres von jeder Thätigkeit dispensierend — ein Umstand, der ihre Bereitwilligkeit zur Fortsetzung des Gesprächs außer allen Zweifel stellte.

Der Affessor beschloß, das warme Eisen gründlich zu schmieden.

„Hier in Berlin?“ erkundigte er sich anscheinend gleichgültig.

„Nein, nicht hier — in — in Ostpreußen oben, glaub' ich — auf einem großen Rittergute. Der Name ist mir auch genannt worden, ich habe ihn aber nicht behalten — sie haben so vertrackte Namen dort.“

„Das muß wahr sein,“ versetzte der Affessor lächelnd. „Haben Sie Frau Mäder persönlich gekannt?“

„Sie und auch das Fräulein, sie haben ja länger als zehn Jahre im Hause gewohnt.“

Die Matrone erhob sich von ihrem Stuhle, lehnte sich gegen den Schenktisch und beugte den Oberkörper vor, eine Haltung, wie sie solche liebte, wenn sie sich unterhielt.

„So lange?“

„Sie zogen kurz nach uns herein — denn, müssen Sie wissen, wir sind nun auch schon so ein Duzend Jährchen in Berlin. Damals lebte der selige Herr Rat Mäder noch, ein tüchtiger Mann, aber steif in seinem Wesen. Jeder Zoll ein Bureaukrat, müssen Sie wissen, mein Mann sagte immer, er hätte eine Elle verschluckt.“

„Und Frau Mäder? Sie ist also gestorben, die arme Dame?“

„Vor anderthalb Jahren, müssen Sie wissen. Das war ein Schlag für Fräulein Fanny — sie konnte sich gar nicht beruhigen. Lieber Gott, wenn ein junges Mädchen so allein in der Welt steht! Keinen Bruder, keine Schwester — und die Verwandten? Pah, was ich mir für die Verwandten laufe. Wo kein Vermögen ist, und nichts zu holen, da finden die Herrschaften bald Gründe genug, die vorhandenen Beziehungen erkalten zu lassen.“

„Das Fräulein b-sieht also kein Vermögen?“

„Na, ein Weniges dürfte vielleicht da sein. Ich hörte einmal von einer Leibrente, die ihr der selige Herr Rat gekauft haben soll. Viel wird's aber nicht sein.“

Die freundliche Wirtin hatte allmählich ihren Stand hinter dem Büfett verlassen. Bei den letzten

Worten war sie bereits vor demselben angelangt und rückte so allgemach im Eifer des Gesprächs dem Affessor näher auf den Leib. Ihr Mann machte sich indessen in dem Nebenraum an dem daselbst aufgestellten Billard zu schaffen, er wollte offenbar mit der Sache nichts zu thun haben.

„Das Fräulein war wohl ein hübsches Mädchen, Frau Wirtin?“ setzte Rodbert in unbefangener Weise seine Ausforschung fort.

„O, ein schönes Mädchen, müssen Sie wissen,“ rief die alte Frau enthusiastisch. „Und fleißig — und nett in ihrem Wesen, gar nicht stolz. Sie hatten sie alle gern im Hause.“

Der Affessor nickte, als sei er davon überzeugt, und reichte sein Glas hin, um es nochmals füllen zu lassen. Von der gutmütigen Wirtin hoffte er noch mehr zu erfahren.

Als die alte Frau ihm das gefüllte Gefäß zurückbrachte, nahm sie Veranlassung, auch ihrerseits ihre Neugier zu stillen. Sie blieb, die rechte Hand auf die Lehne eines der Stühle gestützt, in unmittelbarer Nähe des Affessors stehen, beugte den Kopf etwas zu ihm herab und flüsterte mit schlauem Lächeln:

„Der Herr interessieren sich gewiß für Fräulein Mäder?“

Der Affessor lachte.

„Ich nicht, gnädige Frau, aber ein Freund von mir,“ erwiderte er halbblau.

„Ach so, ein Freund des Herrn?“ Die Wirtin blinzte ihm verständnisinnig mit den Augen zu, ihm damit andeutend, daß sie sehr wohl wisse, wo der „Freund“ zu suchen sei. Da sie ihm so nahe stand, behielt der Beamte in der Folge einen leiseren Ton bei, und die Wirtin, die jetzt glaubte, in das Herzensgeheimnis des Fremden eingeweiht zu sein, antwortete mit derselben Reife, um dadurch zu erkennen zu geben, wie sie das ihr geschenkte Vertrauen sehr wohl verdiene.

„Ich merke schon, Ihnen kann niemand ein A für ein U machen, Frau Wirtin,“ fuhr der Affessor diplomatisch fort. „Jedenfalls begreifen Sie nun, daß ich Ursache habe, genaue Erkundigungen einzuziehen.“

Die Wirtin begriff das.

„Unter uns, war Fräulein Mäder nicht ein wenig lebhafter Natur? So was man temperamentvoll nennt? Festig, exaltiert, leicht erregbar?“

„Na, ein bißchen exaltiert mag sie schon gewesen sein — so merkte man ja nie was davon —, aber damals bei der Geschichte mit dem Doktor —“

„Welcher Geschichte?“

„Eigentlich sollt' ich es Ihnen wohl nicht erzählen,“ gab die Wirtin ihren moralischen Bedenken Ausdruck.

„Ich möchte der jungen Dame nichts Uebles nachreden — und wahrhaftig, ich kann es auch nicht; mit gutem Gewissen kann ich ihr Lob singen, mit gutem Gewissen! Wer weiß denn auch, wie alles zusammenhängt!“

Der Affessor erachtete es für angebracht, ihre Strupel hinwegzuräumen.

„Sie brauchen sich nicht zu genieren, Frau Wirtin. Ich bin im wesentlichen unterrichtet. Fräulein Mäder liebte Herrn Doktor Ohlhoff, den Mieter ihrer Mutter, nicht wahr?“

„Man sagt so,“ rief die Frau, ihn überrascht anstarrend.

„Gerade um diesen Punkt handelt es sich hauptsächlich,“ sprach der Affessor weiter. „Sie können sich doch denken, daß etwas derartiges einen jungen Mann, der auf eine Dame Absichten hat, am meisten interessiert. Wie verhält sich denn eigentlich die Sache? Sind Sie näher informiert?“

Die Wirtin verneinte. „Was man eben so hört, lieber Herr — ungerne ziehen die Herrschaften ja doch nicht ins Vertrauen. Mäders Emma holte immer das Bier abends, was ich weiß, hab' ich von der —“

„Emma war das Dienstmädchen?“

„Ja, das Mädchen für alles,“ konnte die zugängliche Matrone nur noch erwidern, denn sie wurde gerade durch ihren Mann abgerufen. Aergerlich manövrierte der Affessor mit dem Deckel seines Glases — doch, was half alles, er mußte sich in Geduld fassen. Die Frau lehrte übrigens rasch genug zurück, sie schien selber viel zu sehr interessiert an dem Inhalt des Gesprächs, um sich daselbst ohne Not entgegen zu lassen.

„Mit dem Doktor,“ flüsterte sie, sich noch näher zu ihrem Gaste hinbeugend, „war es eine sonderbare Sache. Fräulein Mäder bildete sich fest ein, sie würde Frau Doktor Ohlhoff werden, sie arbeitete sogar schon an ihrer Ausstattung. Der Doktor — ach Gott, er hat mir so unendlich leid gethan, der arme Mann, was nur eigentlich mit ihm passiert sein muß? So ein edler liebenswürdiger Mensch, gar nicht stolz, er hat manchmal ein Glas Bier hier getrunken und seinen Scherz mit mir gemacht. Durch und durch ist mir's gegangen, als ich davon las. Wer sich das je hätte denken können!“

„Ja, ja, eine schlimme und geheimnisvolle Affaire,“ bestätigte Rodbert. „Was wollten Sie von dem Doktor sagen?“

„Der Doktor benahm sich ja äußerst zuvorkommend gegen die Damen. Ich habe sie ein paarmal zusammen spazieren gehen sehen, da war er die Liebenswürdigkeit selbst. Aber das lag so in seinem Naturell, wissen Sie. Er benahm sich gegen mich alte Frau eben so — so — na, wie soll ich gleich sagen?“

„Chevaleresk —“

„Was?“

„Kavaliermäßig — ritterlich —“

„Jawohl, kavaliermäßig,“ rief die Wirtin erfreut. Das ihr hingeworfene Wort imponierte ihr offenbar gewaltig. „Kavaliermäßig,“ wiederholte sie noch einmal. „An eine wirkliche Verbindung hat er, glaub' ich, nicht gedacht. So meinte auch Emma. Mehr als einmal hat sie mir gesagt: Herrgott, ich weiß gar nicht, was das Fräulein will, der Doktor denkt gar nicht daran. Die gnädige Frau sucht's ihr auch immer auszureden, aber umsonst! Na ja, als dann der Doktor sich verlobte, da hatten wir die Bescherung! Das Fräulein soll außer sich gewesen sein, sie hat gerade hinausgeschrien, erzählte mir Emma. Während ist sie gewesen, hat sich auf die Erde geworfen und sich das Haar zerraut — und dem Doktor hat sie eine Scene gemacht — bis hierher haben wir's gehört. Aber ich bitte Sie, bester Herr, machen Sie ja keinen Gebrauch davon, ich will nichts gesagt haben, wissen Sie.“

„Versteht sich, Frau Wirtin, versteht sich — strengste Discretion!“

„Deshalb dürfen Sie nicht denken,“ fuhr die Wirtin in ihrem rühmlichen Verlangen, dem Charakter Fannys gerecht zu werden, eifrig fort, „daß das Fräulein böseartiger Natur ist. Wie ich schon sagte, ein bißchen exaltiert, nachher aber um so sanfter und liebevoller, Emma meinte immer, man könnte sie um den Finger wickeln.“

„Freut mich zu hören,“ erklärte Rodbert. „Sie verdient also Achtung und Vertrauen?“

„Im höchsten Grade, wissen Sie — ich —“

„Apropos,“ unterbrach sie der Affessor, der für seine Zwecke nun genug gehört hatte. „Das Fräulein verkaufte also nach ihrer Mutter Tode die gesamte Einrichtung und nahm eine Stellung als Gesellschafterin an?“

„Das nicht, sie verkaufte nur einen Teil. Das andre brachte sie in einem zu diesem Zwecke gemieteten Raum unter, um es sich für später zu erhalten.“

Der Affessor sah sinnend nach der Sprecherin hinüber. Er hätte gar zu gern gewußt, ob der alten Frau der gegenwärtige Aufenthalt Fannys bekannt sei. Befand sich die junge Dame noch in ihrer Stellung in Ostpreußen oder hatte sie inzwischen ihren Wohnort gewechselt? Hierüber wünschte er vor allem Auskunft zu erhalten. Eine direkte Frage mochte er aber nicht stellen; die Wirtin wählte ihn besser mit den Verhältnissen Fannys vertraut, als sie selbst es war; hätte er seine Unbekanntschaft eingestanden, so wäre ihr Mißtrauen erweckt worden. Vielleicht gelang es ihm, auf einem Umwege zum Ziele zu gelangen.

„Ein Glück, daß das Fräulein die zur Ausfüllung eines solchen Postens nötigen Kenntnisse besaß,“ warf er nachlässig hin.

„O, die war geschick,“ bemerkte die alte Frau mit bewunderndem Blick. „Englisch, Französisch, alles sprach sie wie geschmiert!“

„Sie besitzt aber doch einen sehr selbständigen Charakter — ist es nicht wunderbar, daß sie eine abhängige Stellung für sich erwählte?“

„Je nun, irgend etwas mußte sie doch beginnen. Sie hat es ja auch nicht allzu lange dort oben ausgehalten.“

Der Affessor, gespannt aufhorchend, begnügte sich mit einem neutralen „hm“ zu antworten.

„Raum ein Jahr — als ich sie neulich sprach —“

„Ach, Sie haben sie gesprochen?“

„Sie ging zwei- oder dreimal hier vorüber auf dem Wege zu ihren Schülern.“

Der Beamte unterdrückte ein zufriedenes Lächeln. Fanny Mäder war also wieder in Berlin? Wenn sie wirklich mit dem an Doktor Ohlhoff verübten Verbrechen in Verbindung stand, so spielte dieser Umstand an sich ja nur eine nebensächliche Rolle, da eine Reise von wenigen Tagen zur Ausführung eines etwaigen Anschlags hinreichte. Höchstens insofern vermochte der Aufenthalt in Berlin ihre Absichten vielleicht zu beeinflussen, daß sie, wieder in ihren alten Wohnsitz und an den Platz ihrer vermeintlichen Täuschung zurückgekehrt, den alten Groll, den möglicherweise inzwischen gemachte bittere Erfahrungen noch steigerten, wieder in alter Stärke in sich erwachen fühlte. Der Entschluß, sich zu rächen, gewann dadurch neue Kraft und Nahrung in ihr. Seine eigne Aufgabe erleichterte diese Thatsache jedenfalls bedeutend.

„Seit wann ist sie denn wieder hier?“ erkundigte er sich weiter.

„Etwa seit einem halben Jahre.“

„Nicht wahr, sie erteilt Unterricht in — in Sprachen?“



„In Sprachen und Musik, wissen Sie.“  
 „Sie hat Ihnen doch auch mitgeteilt, wo sie wohnt?“  
 „In der — na, wie heißt denn die Straße gleich?  
 Ich komme wahrhaftig nicht gleich darauf. In der — wie heißt die Straße doch nur?“ Sie blickte ihn fragend an, in der Meinung, er müsse es ja wissen.  
 Der Affessor wich ihrer Anzapfung durch die allgemeine Redensart aus, es gehe ihm auch manchmal so, daß er sich auf eine ihm ganz geläufige Sache absolut nicht zu besinnen vermöge.

„Na, bei unsereinem ist's kein Wunder,“ philosophierte die Matrone wehmütig. „Man wird alt — Sie glauben nicht, was in den letzten Jahren mein Gedächtnis — richtig, in der Potsdamerstraße war's — Herrgott, wo hab' ich denn nur meine Sinne. Nicht wahr, 's ist doch so?“

Der Affessor versicherte aufs Geratewohl, es sei so. Sie erzählte mir, sie wohne recht hübsch, mit der Aussicht auf einen schönen Garten, fast so wie ehemals hier im Hause. Sie hat sich mit ihren eignen Möbeln eingerichtet.“

Kobbert Lindner, nachdem er den Rest seines Getränkes hinuntergeschluckt, erhob sich.

„Ich wundere mich nur, daß sich ein so schönes Mädchen nicht längst verheiratet hat,“ rief er, seine Begehrung richtend.

Die Wirtin zuckte die Achseln. „Wo nicht viel Geld ist, da hapert's eben,“ entgegnete sie in ihrer gutmütigen Art. „So ein Fräulein ist doch in mancherlei Ansprüchen großgezogen, ein bescheidener Mann wagt sich da nicht heran, sie mag ihn auch wohl gar nicht, und ein standesgemäßer — je nun, der erhebt auch seinerseits wieder seine Ansprüche. Die und die Stellung, so und so viel Mitgift, heißt's heutzutage. In den Kreisen fragt man — nehmen Sie mir's nicht übel — so gut wie gar nicht mehr nach Liebe.“

In höchst vertraulicher Weise nahmen beide voneinander Abschied. Sie geleitete ihn höflich bis zur Thür, hauptsächlich um ihm nachsehen zu können, wie er eilig die Straße hinunterschritt; was sie so lange that, als nur immer noch etwas von ihm zu erblicken war. Ihr Mann schlug ihr endlich die Thür vor der Nase zu und warf ihr eine „unverbesserliche Lausche“ an den Kopf. Stillschweigend steckte die gutmütige Alte den Ehrentitel ein, wußte sie doch aus Erfahrung, daß sie den tränklichen Mann nicht reizen durfte; übrigens war sie auch viel zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, sie hätte für ihr Leben gern gewußt, wie der junge, seine Herr hieß und was er sei. „Er sah fast wie ein Gelehrter aus,“ dachte sie und ergänzte ihre Kombination durch den freundschaftlichen Wunsch, es möge zwischen den beiden etwas werden. „Die arme Fanny,“ murmelte sie teilnahmsvoll über ihren Strickstrumpf hinweg, „sie steht so allein in der Welt — ich gönnte ihr, weiß Gott, den netten, jungen Mann von Herzen!“

6.

Affessor Lindner war rasch mit seinem Plan bei sich im reinen. Ohne Not bei den Nachbarn der jungen Dame herumfragen, mochte er nicht, um nicht für den Fall ihrer Unschuld ihren Ruf zu schädigen. Sobald er auf dem ihrer Wohnung am nächsten gelegenen Polizeiamt ihre Nummer ausgetastet hatte, gedachte er ihr ohne weiteres selbst seinen Besuch zu machen. Es war erst fünf Uhr nachmittags und Zeit genug dazu.

Ein junges Mädchen, das aus Leidenschaft oder Haß zur Verbrecherin wird, kalkulierte der Affessor, besitzt weder das Raffinement noch die Beherrschung eines verhärteten Bösewichts. Ist sie wirklich in einer Weise an dem Verschwinden des Doktors beteiligt, so wird sie wenigstens im ersten Moment ein Zeichen des Schreckens, der Bestürzung nicht zu unterdrücken vermögen. Sobald sie meinen Stand und Namen vernimmt, wird sie unwillkürlich zusammenfahren, selbst wenn sie sich innerlich auf eine plötzliche Überraschung vorbereitet haben sollte. Möglicherweise verwickelt sie sich auch in Widersprüche und giebt sich Blößen. Sicherlich erreiche ich so am ersten mein Ziel — ich erlange Gewißheit, ob der Verdacht weiter zu verfolgen oder ohne weiteres aufzugeben ist. Und ist sie frei von Schuld, so wird es mir leicht sein, meinen Schritt zu erklären — es muß ihr auf jeden Fall lieber sein, ich wähle einen so diskreten Weg, als daß ich sie ohne ihr Wissen in der Leute Mund bringe.

Auf dem Polizeiamt genügten fünf Minuten zur Erledigung seines Gesuchs.

Fräulein Mäder wohnte in der That in der Potsdamerstraße Nummer ... zwei Treppen.

Eine Viertelstunde später zog der Affessor die Klingel an der Thür des jungen Mädchens. Nicht ganz ohne Herzklopfen, wie wir gestehen müssen. Die Mission, die ihn herführte, war keine harmlose. Sein Mitleid sträubte sich ebenso sehr dagegen, eine Unschuldige zu beleidigen, als sein Berufseifer sich sehnte, die Entdeckung einer Schuldigen herbeizuführen. In-

dessen — Fanny Mäder hatte sich infolge ihres unklugen Benehmens die ihr erwachsenden Mißlichkeiten selber zuzuschreiben; er als Jurist und Beauftragter der Staatsanwaltschaft konnte nicht anders handeln. Ja, er hatte, um für alle Fälle sicher zu gehen, sogar einen Polizeibeamten in Zivil mitgenommen, der auf der Straße unten postiert wurde. Der Mann sollte sich so verhalten, daß seine Anwesenheit nicht auffällig erschien; er promenierte langsam, als erwarte er jemand, vor dem Nachbarhause auf und ab, besah sich aufmerksam die Ausstellungen der prachtvollen Verkaufsläden, schaute angestrengt nach dem Potsdamerplatz aus, als hoffe er in dieser Richtung den erwarteten Freund zu erspähen und was dergleichen irreführende Manöver mehr sind. Ueberdies regierte, der Jahreszeit angemessen, bereits die Nacht, oder wenigstens so viel von ihr, als das blendende Auerlicht oder das elektrische Glühlicht der Schaufenster in Verbindung mit den Strahlen der Straßenlaternen übrig ließ.

Ein noch sehr junges Dienstmädchen nahm das Gesicht des Affessors, Fräulein Mäder zu sprechen, entgegen. Zum Glück war das Fräulein zu Hause. Der junge Mann wurde sofort hineingeführt.

Mit einem Blicke überflog er das Zimmer, mit einem zweiten erfaßte er die Gestalt der Person, gegen welche er eine so furchtbare Anklage zu schleudern erschienen war. Das Zimmer machte einen gediegenen, ja vornehmen Eindruck. Alte, aber solide Möbel mit mancherlei Verzierungen und Verschnörkelungen, elegante Portieren, Gardinen vom feinsten Stoff. Auf dem Tisch stand eine hohe, hellleuchtende Salonlampe.

Das Fräulein lebte in einem Sessel, in die Vertüre eines Buchs vertieft. Bei seinem Eintritt erhob sie sich, um ihn mit erstauntem, fragendem Blicke zu messen. Er hatte sich nur als ein Herr Lindner anmelden lassen, der das Fräulein in einer Privatangelegenheit zu sprechen wünsche. Sie höflich vorbeugend, nahm er auf dem Stuhle Platz, auf den sie deutete.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Fanny mit sanfter, durch außergewöhnlichen Wohlklang bestirrender Stimme.

Der Affessor vermochte trotz seiner Gewandtheit und Geistesgegenwart nicht gleich die rechte Anknüpfung zu finden. Der Anblick des in der That außerordentlich schönen Mädchens hatte ihn überrascht. Und nicht bloß überrascht, er fühlte unter den Strahlen dieser süßen, fast kindlich lieb schauenden Augen seinen Verdacht in einem Augenblick sich auflösen. Nein, so sah keine Mörderin aus, darüber konnte sich sein geübtes Kriminalistenauge nicht täuschen! Etwa einundzwanzig Jahre alt, besaß Fanny Mäder eines jener Gesichter, die uns an die reizenden Pastellgemälde aus Argroßvaters Zeit erinnern; das Resultat einer wunderbaren Farbenmischung, schmeicheln sie sich förmlich in unsere Herzen ein, mit den großen himmelblauen Augen, den langen Wimpern, den lichtblonden, seidenweichen Haaren, den sammetartigen rosigen Wangen, dem kleinen, lieblichen Mund, dem zierlichen Räschen. Nichts deutete in diesem edelgeformten, anmutig gerundeten Oval auf innere Leidenschaft, nichts in ihren lieblichen Zügen auf qualende Anruhe des Gemüts. Ihre Gestalt besaß im Gegenteil etwas Majestätisch-Ruhiges, eine wahrhaft imponierende Würde. Sie erschien dem Beobachter wie eine Erscheinung aus einem Guss — alles an ihr verband sich harmonisch zu der bezaubernden Gesamtwirkung; sogar das eng angeschmiegte, zart marineblaue Kleid, das sie trug, schien ein unveräußerlicher Teil ihres Selbst zu sein, und die einfach geschmackvolle Frisur zu dem malerischen Köpfchen zu gehören, als sei sie mit ihm geboren worden.

Fast zweifelte der Affessor, ob er auch an der rechten Stelle sei. Er mußte sich noch einmal überzeugen.

„Habe ich die Ehre mit Fräulein Mäder?“

Eine bestätigende Gebärde wies jeden Zweifel hinweg.

„Fräulein Fanny Mäder, früher in der Behrenstraße wohnhaft?“

Sie antwortete mit einem verwunderten „Ja“.

„Wir sind doch ohne Zeugen, Fräulein? Es hört uns niemand?“

Ihre Züge nahmen einen Ausdruck von Betroffenheit, ja von Kengstlichkeit an.

„Was — wollen Sie?“ fragte sie leise.

„Sie gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle: Affessor Lindner, Beamter der Staatsanwaltschaft.“

So scharf, als schaue er mit ihnen durch ein Teleskop, spannte der Affessor bei diesen Worten seine Augen an; nicht die geringste Veränderung ihrer Miene, die leiseste Wellenbewegung ihres Körpers durfte er sich entgehen lassen. Ordentlich den Atem hielt er an, wie er sie so beobachtete, jede Aeußerung seiner Lebensthätigkeit in den Dienst seines Sehvermögens stellend.

Ertrug sie die Nennung seines Berufes mit gleichgültiger Ruhe, so mochte er sich nur sofort erheben

und mit einer Entschuldigung entfernen, denn dann war Fanny Mäder, so engelrein wie sie aussah. Oder sie war eine Komödiantin, wie keine zweite auf dem Erdboden existierte.

Nein, sie war keine Komödiantin — er brauchte auch nicht aufzustehen und sie zu verlassen.

Sie zuckte zusammen wie unter einem plötzlichen Schmerzestich, für einen Augenblick wich alle Farbe aus ihren Wangen.

Sie fand nicht einmal die Kraft, seiner Vorstellung mit einigen wenn auch nichtsagenden Worten zu begegnen.

Endlich sagte sie, und trotzdem sie so leise sprach, nahm er deutlich das Zittern der von ihrem Munde ausgehenden Schallwellen wahr:

„Und Sie kommen in antilicher Eigenschaft?“

„Ich bedaure, die Frage bejahen zu müssen,“ entgegnete Kobbert mit mehr Kälte, als er bisher an den Tag gelegt. Ihre Erregung hatte ihm gezeigt, daß ihr Gewissen wirklich der Angelegenheit, die ihn herführte, nicht fremd war. Möglich allerdings, daß nur die Erinnerung an die einst begangene Thorheit ihre Seele mit Leben erfüllte — vielleicht fürchtete sie innerlich längst, infolge ihres Briefes mit der Affaire in Verbindung gebracht zu werden. Ihre Angst hätte dann eine natürliche Erklärung gefunden, und sie brauchte nicht im geringsten aus dem Bewußtsein einer Schuld hervorzugehen. Dies erwägend, stimmte er seinen Ton in der Folge wieder sanfter.

Wenn sich die junge Dame von der ersten Bestürzung zu befremdlichen Gefühlsäußerungen hatte hinreißen lassen, so fand sie doch schnell genug ihre Selbstbeherrschung wieder. Langsam hob sie den Blick der während einiger Momente zu Boden gesenkten Augen zu ihm empor, ließ ihn voll auf dem Besucher haften.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, was Sie zu mir führt?“

Die Wandlung überraschte den Affessor durchaus nicht. Er erwartete sie.

„Eine peinliche Mission, mein Fräulein, wie sie leider unser Beruf uns oftmals auferlegt. Ich hätte können einen andern Weg wählen, um meine Absicht zu erreichen, ich konnte hinter Ihrem Rücken und ohne Ihr Wissen Ermittlungen anstellen, aber die bloße Thatfache, gleichviel zu welchen Ergebnissen sie geführt würde hinreichen, Ihr Ansehen zu untergraben und Sie ins Gerede zu bringen. Deshalb ziehe ich es vor, um keine mir mögliche Rücksicht zu versäumen, zuerst zu Ihnen selbst zu kommen, und Sie zu bitten, mir die Fragen, welche ich an Sie zu richten habe, wahr und ohne Ausflüchte zu beantworten.“

„Ich verstehe Sie, mein Herr. Ich danke Ihnen.“

Die edle Form, in welcher sie diese Worte sprach, stimmte völlig zu ihrem Wesen und ihrer Erscheinung, es lag nichts Erheucheltes und Gezwungenes darin.

„Sie wollen mir antworten? Und Sie wollen mir in allen Stücken die Wahrheit sagen?“

„Ja.“

Die Antwort klang offen, bestimmt.

Der Affessor fragte noch einmal: „Wir sind hier ganz ungestört?“

„Vollkommen — niemand kann uns hören.“

„Sie haben Doktor Ohlshoff gekannt?“

„Ja.“

Wieder blickte er sie bei der Frage fest und durchdringend an, sie zuckte nicht mit einer Wimper, und ihre Antwort wurde mit unerschütterlicher Ruhe gegeben.

„Er wohnte bei Ihrer Frau Mutter?“

„So ist es.“

„Was für ein Mann war es?“

„Was —“ sie stockte ein wenig. „Wie meinen Sie das?“

„Ich möchte wissen, ob der vorzügliche Ruf, in welchem der Doktor überall steht, sich mit Ihrem Urteil über ihn deckt?“

„Gewiß, mein Herr.“

„Wie lange hat er bei Ihnen gewohnt?“

„Fast zwei Jahre.“

„Und Sie haben stets in gutem Einvernehmen mit ihm gestanden? Sie und Ihre Frau Mutter?“

Wieder wich die Farbe für einen Augenblick aus ihren Wangen. Sie preßte in plötzlichem Schmerz die Hand auf das Herz.

„Möge ich Ihnen hierüber Auskunft geben?“ kam es gepreßt aus ihrem Munde.

„In Ihrem eignen Interesse, mein Fräulein.“

Noch ein kurzes Zögern, ein flüchtiges Atemringen.

„Wir haben ihn sehr geachtet und geschätzt, Herr Affessor.“

„Und sie schätzen und achten ihn noch?“

„Noch!“ Sie sah ihn fest an bei ihrer Erwidern.

„Aber das ist nicht immer der Fall gewesen. Sie haben eine heftige Scene mit ihm gehabt, die seinen Wegzug zur Folge hatte?“





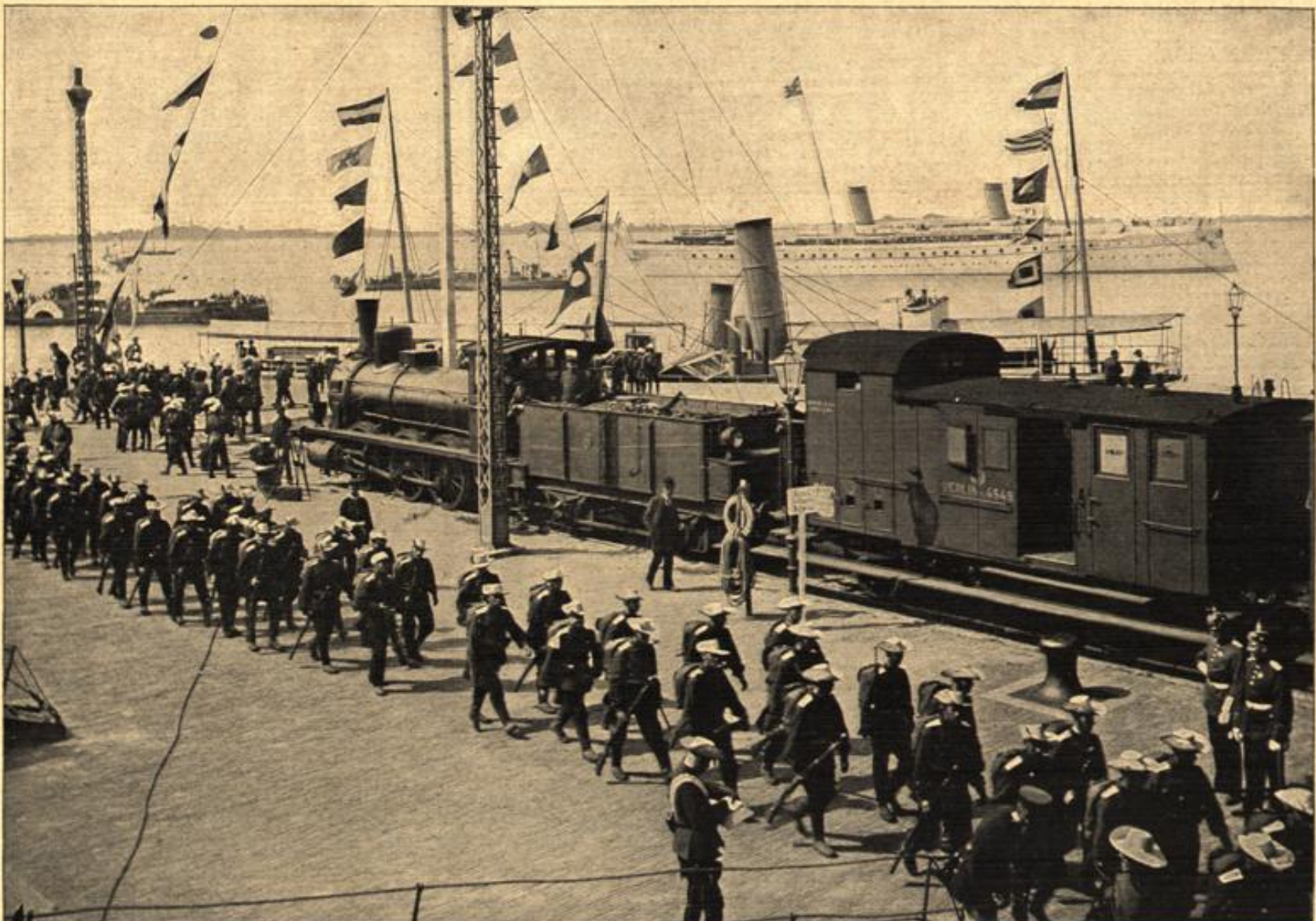
Aus vergangener Zeit. Nach dem Gemälde von H. Nordenberg.

Photographie-Verlag von Franz Gentsch in München.





Die Ansprache des deutschen Kaisers an das ostasiatische Expeditionscorps vor der Einschiffung am 27. Juli in Bremerhaven.



Die Einschiffung des 1. ostasiatischen Infanterie-Regiments in Bremerhaven (im Hintergrund die kaiserliche Yacht „Hohenzollern“).



Fanny schien jetzt fest entschlossen, ihm nichts zu verbergen.

„Ich hatte eine heftige Scene mit ihm — ich war eine Thörin, mein Herr. Ich sehe jetzt ein, und habe es längst eingesehen, daß Doktor Ohlhoff mir nicht die mindeste Veranlassung gegeben hat, mich so zu betragen, wie ich es that. Ich habe ihn beleidigt, verlebt; ich bin aus den Schranken der Zurückhaltung, die einem Mädchen von der Natur und Sitte gezogen sind, in der Aufwallung meiner Leidenschaft herausgetreten. Ich glaubte mich betrogen, verraten. Ich bereue bitter, was vorgefallen ist.“

Der Assessor prüfte sie wiederum mit seinen scharfblickenden Augen. Kein Zweifel, sie sprach die Wahrheit. Sie empfand in ihrem tiefsten Innern, was sie sagte.

„Ich will auf die Vorkommnisse jener Zeit nicht weiter eingehen,“ erklärte er zartfühlend. „Ich reiße nicht gern Wunden auf, die noch bluten.“

„Sie irren, mein Herr, diese Wunde blutet nicht mehr. Ich habe mich überwunden. Die Vernunft hat über die Leidenschaft gesiegt. Ich schäme mich — ich bekenne es offen —, ich schäme mich der Rolle, die ich damals gespielt.“

„Sie hegen keinen Groll, keinen Haß mehr gegen den Doktor?“

„Nein.“

Kodbert schwieg einen Augenblick. Er überzeugte sich von neuem durch einen Blick von der Aufrichtigkeit ihrer Erklärung. Der Blick wirkte überzeugend. Fanny lächelte nicht.

„Sie haben von dem Verschwinden des Doktor Ohlhoff gehört?“ fragte er plötzlich.

„Ja, Herr Assessor, — es hat mir unendlich leid gethan.“

Täuschte sich der junge Mann, oder erblickte er wirklich einen Blick der Unruhe in ihren Augen? Wenn es der Fall war, so vergaß er mit der Schnelligkeit eines Wetterleuchtens. Sie war wieder so gefaßt wie zuvor.

„Sie haben doch den Herrn Doktor gekannt, lange gekannt, Fräulein; darf ich wissen, welche Vermutungen in Betreff seines geheimnisvollen Verschwindens in Ihnen aufgestiegen sind?“

„Welche Vermutungen?“

„Ja, Fräulein, Sie kennen doch von früher her seine Gewohnheiten, seine Lebensweise — Sie haben ihn sehr genau gekannt —, in solchen Fällen denkt man doch unwillkürlich einer so sonderbaren Erscheinung weiter nach. Haben Sie nicht darüber nachgedacht, was eigentlich der Grund jenes plötzlichen Abhandkommens sein könnte?“

Fanny lächelte die Wimpern tiefer. Sie überlegte offenbar, was sie antworten sollte. Und als sie nach einer Pause erwiderte, nein, sie habe darüber nicht nachgedacht, besaß ihre Stimme nicht mehr den Anschein von Bestimmtheit und Aufrichtigkeit, der ihre bisherigen Entgegnungen ausgezeichnet.

Diesmal, sagte sich der Beamte der Staatsanwaltschaft, hat sie nicht die volle Wahrheit gesprochen.

Zu um so rücksichtsloserem Vorgehen fühlte sich der Inquirent berechtigt.

„Glauben Sie, daß der Doktor ermordet worden ist?“

Er betonte scharf das „ermordet“.

„Ich — ich weiß es nicht,“ erwiderte sie stockend. „Es ist möglich?“

„Aber aus welchen Gründen? Geld trug er nur wenig bei sich, Feinde hatte er nicht — warum sollte er ermordet worden sein?“

„Ich kann es mir nicht denken.“

Sie war wieder völlig Herrin ihrer selbst.

„Es bleibt keine andre Annahme, als daß der bemitleidenswerte Mann das Opfer eines Macheaktes geworden ist,“ fuhr der Beamte langsam fort, sie scharf beobachtend.

Sie erwiderte nichts, begegnete aber ohne Scheu seinem Blicke.

„Kennen Sie diesen Brief?“ begann er plötzlich mit erhobener Stimme, indem er das ihm von Sophie anvertraute Schreiben aus der Brusttasche zog und ihr vorhielt.

Fanny mußte auf diesen Schlag vorbereitet gewesen sein, denn er brachte nicht entfernt die von dem Besucher beabsichtigte Wirkung hervor. Sie erschraf weder, noch fuhr sie zurück. Sie erwiderte nur einfach: „Ja.“

„Sie bekennen, die Schreiberin des Briefes zu sein?“

„Ich kann es nicht leugnen.“

„Entsinnen Sie sich noch genau seines Inhalts?“

„Vollkommen.“

„Sie bedrohen darin den Doktor Ohlhoff mit dem Tode — denselben Doktor Ohlhoff, der jetzt vermißt wird!“

Fanny schlug die Augen nieder, aber mit dem Ausdruck einer in diesem Falle natürlichen Scham.

Nach kurzem Schweigen nahm sie mit leise bebender Stimme das Wort: „Ich wußte, daß Sie mir den

Brief vorhalten würden, mein Herr. Ich ahnte, ich fürchtete es. Ich bin den Gedanken an diesen thörichten Brief nicht los geworden, seit mir die erste Nachricht von dem Schicksal jenes unglücklichen Mannes zu Ohren kam. Aber ich schwöre zu Gott, mein Herr, daß ich niemals daran gedacht habe, das zu thun, was meine wahnsinnige Leidenschaft mir in die Feder fließen ließ; ich glaube, ich bin mir kaum dessen bewußt geworden, was ich schrieb. Sicherlich wäre ich, selbst wenn ich die Absicht gehegt hätte, nicht fähig gewesen, sie auszuführen. Es war ein thörichter Schritt, den ich mit bitteren Thränen beweint habe — leider konnten ihn diese nicht mehr ungeschehen machen. Wie oft nahm ich mir vor, den Doktor Ohlhoff um Zurückgabe des Briefes zu bitten, die mir der edle Mann sicherlich nicht verweigert haben würde, aber — ich schämte mich vor ihm.“

„Wie? Die Empfindungen, welche Sie in diesem Schreiben zum Ausdruck bringen, hätten niemals im Ernste Ihre Seele bewegt?“ rief der Assessor ungläubig.

„Sie mögen mir ernst gewesen sein in dem Momente der Aufwallung, aus der sie hervorgingen — sobald ich zu kühlerer Ueberlegung gelangte, ärgerte ich mich über mich. Aber dann war es zu spät!“

„Wenn Sie indessen in eben diesem Momente der Aufwallung den Doktor vor sich und eine Waffe in der Hand gehabt hätten, würden Sie dann wohl Ihre Drohung zur That verwandelt haben?“

„Ich — ich weiß es nicht. Ich habe oft darüber nachgedacht und bin zu keiner Entscheidung gekommen. Welcher Mensch weiß mit Sicherheit, wie er in einer besonderen Lage des Lebens handeln wird? Mancher wähnt sich im Besitz eines fest gegründeten, lange Jahre hindurch bewährten Charakters, und ein Augenblick lehrt ihn, daß er sich selbst nicht gekannt hat.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Wirren in China.

(Bilder S. 57, 61 u. 80.)

Von Freitag dem 27. Juli bis zum Samstag den 4. August wurde das deutsche ostasiatische Expeditionscorps in Bremerhaven eingeschifft. Es sind 510 Offiziere, 199 Unteroffiziere mit Portepce und 10 651 Unteroffiziere und Mannschaften, die an der Fahrt teilnehmen, im ganzen 11 360 Soldaten. Für den Transport hat die Regierung vom Norddeutschen Lloyd und von der Hamburg-Amerika-Linie zehn Dampfer gechartert. Am 28. Juli sind abgegangen: „Batavia“, „Halle“ und „Dresden“, welchen am 30. und 31. „Sardinia“, „Nachen“ und „Strasburg“ folgten, dann am 2. August das Kommandeuschiff „Rhein“ und die „Adria“, endlich am 4. die „Phönix“ und „H. H. Meyer“. An Bord der „Batavia“ hielt vor deren Abfahrt Kaiser Wilhelm die bekannte längere Ansprache an die Mannschaften der Seebrigade; unser Bild zeigt diesen historischen Moment nach photographischer Aufnahme.

Eine weitere Illustration zeigt die Infanterie des ostasiatischen Expeditionscorps in Litemla und Feldmägen, der Winteruniform. Für den Sommer erhalten die Mannschaften einen gefärbten Drillanzug (ähnlich dem englischen Kaki) und als Kopfbedeckung einen Strohhut mit links hochgeschlagenem Rand. Der Tropenhelm, mit dem ein Teil ausgerüstet ist, soll sich nicht ganz praktisch erwiesen haben, doch wird er trotzdem mitgeführt. Bemerkenswert in der Ausrüstung und Bewaffnung sind noch das Rossitonen, das neue Seitengewehr mit Holzgriff und das Gewehr Modell 98, das sich von dem bisherigen Modell hauptsächlich durch das kleinere Kaliber (6,5 Millimeter), veränderten Kolben und neue Visiereinrichtung unterscheidet.

## Die Landpartie.

Novellette

von

Elisabeth Greifner.

Mein Sohn stand am Fenster unsers Wohnzimmer, eine greifbare Verkörperung der Vererbungstheorie; er „maulte“ nämlich. Das Abbild seines Vaters! Mein Alter behauptet zwar, das „Maulen“ habe er von mir, da aber nach der Meinung der Männer alle schlechten Eigenschaften der Kinder von der Mutter auf dieselben übergehen, und nach der Ueberzeugung der Frauen, die ja in diesem Falle glücklicherweise — die Stimmenmehrheit haben, obige Meinung durchaus nicht maßgebend ist, so brauche ich gar nicht erst zu beweisen, was an der Behauptung meines Gatten ist. So viel steht fest, er kann auch maulen, und ob! — Vorläufig besorgte dies unser hoffnungsvoller Quartaner, während sein Schwesterlein Lotte in Thränen schwamm. Der Grund dieser abnormen Gemütsstimmungen aber lag in einer von seiten unsers Hausherrn verweigerten Landpartie. Alle Leute machten Landpartien per Kremsier, Dampfer, Stadtbahn, nur wir thaten es etwas nie. Mein guter Mann nimmt nämlich einen ziemlich ausgedehnten Raum im Weltall ein und liebt es durchaus nicht, seinen Körperumfang in irgend einer Weise eingeengt zu sehen. Er haßt dichtbefetzte Eisenbahncoupees und

Pferdebahnwagen, selbst reichbesetzte Kaffeegärten sind ihm ein Greuel, und da man allem diesem Sonntags nicht entgehen kann, unser Familienoberhaupt aber in der Woche bis zum Abend in seinem Berufe thätig ist, so war bis vor kurzem das Vergnügen einer Landpartie für uns unerreichbar, schwebte aber unsern Kindern als Inbegriff alles Schönen vor und war das Ziel ihrer ungestillten Sehnsucht. Grimmiger Neid erfüllte ihre jungen Seelen, wenn die Spielgefährten von Ausflügen erzählten, bei denen gespielt und getanzt worden war, und von denen man sich insolge Schwelgens in Ruchenberg einen so schön verdorbenen Magen mitbringen konnte, der natürlich wieder einige schulfreie Tage im Gefolge hatte.

Mein mütterliches Herz empfand natürlich mit meinen Lieblingen, und ich grollte meinem Manne, daß er der Freude seiner Kinder nicht einmal seine Bequemlichkeit zum Opfer bringen wollte. Selbstredend verlieh ich aber meinem Unmute jetzt keine Worte, sondern sagte nur achselzuckend: „Ihr wißt, Vater ist nicht fürs Gedränge.“

„Wir brauchen ja gar nicht dahin zu gehen, wo so viel Menschen sind,“ murkte Karl. „Warum fahren wir nicht einmal zu Frau Volte? Sie hat uns schon so oft eingeladen. Dann ist's doch nur auf der Stadtbahn ein bißchen voll, und das dauert doch nur eine halbe Stunde!“

„Versucht's, ob ihr Vater überredet, ich glaube es nicht.“ Mit diesen Worten begab ich mich in die Küche, um Franziska, meinem Mädchen „für alles“, etwas auf die Finger zu setzen, was sie stets frumm nahm.

Als mein Gatte heimkam, begannen die Kinder das schwierige und scheinbar aussichtslose Geschäft, ihren Vater für die gewünschte Reise zu Frau Volte geneigt zu machen. Besagte Frau Volte war nämlich unsre Gemüse-, Eier- und Geflügellieferantin. Sie hatte schon die Küche meiner Eltern damit versorgt, hatte mich schon als Kind gekannt und freute sich immer über die Ähnlichkeit meiner Votte mit mir. Leider entdeckte sie diese Ähnlichkeit stets, wenn das Betragen meiner Tochter zu wünschen übrig ließ. Unglücklicherweise war mein Mann einmal Zeuge eines solchen Vergleiches gewesen, und das Lächeln, mit dem er mich dabei angesehen hat, na — ich bin von Natur die personifizierte Sanftmut, nur reizen darf man mich nicht, dann verliere ich die Geduld. Doch zurück zu Frau Volte. Sie ist Besitzerin eines kleinen, ziemlich einsam gelegenen Gütechens, in dem doch zuweilen Gäste einkehren, da es infolge seiner netten Lage in der Nähe eines kleinen Gehölzes einen sehr einladenden Eindruck macht. — Schon oft hatte die gute Frau uns gebeten, sie einmal zu besuchen; man muß zwar von der ihr nächsten Bahnstation eine Strecke über das Feld gehen, sie meinte jedoch, in Zeit von drei Viertelstunden wäre man am Ziele, und der Weg sei gar nicht schlecht, wenn es nicht geregnet habe oder nicht zu heiß sei.

Täglich baten nun die Kinder meinen Mann, ihnen doch das Vergnügen der Partie zu Frau Volte zu machen; sie versprochen ihm als Belohnung für seine Willfährigkeit eine so große Anzahl guter Thaten auf dem Gebiete des Fleißes und Betragens, daß, wenn sie nur einen Teil ihrer Versprechungen hielten, wahre Mustereemplare aus ihnen werden müßten. Mir wurde himmelangst bei der Aussicht. Ob mein Mann dieselbe in günstigerem Lichte betrachtete oder ob ihm die ewige Quälerei, in die ich auch ab und zu ein Wort einslocht, über war; ich weiß es nicht. Genug, er gab endlich den Widerstand auf und sagte:

„Gut, ich will euch den Gefallen thun, lehne aber jede Verantwortung für etwaige Folgen ab. Außerdem — mehr als zehn Mark darf die Geschichte nicht kosten.“ „Aber ich bitte dich,“ rief ich entrüstet, „wir sind doch eingeladen und —“

„Bezahlen, was wir verzehren; du weißt, wie ich in diesem Punkte denke.“ Damit nahm er seinen Hut und ging.

Die Kinder führten zunächst einen Indianertanz mit obligatem Freudengetöse auf, dann stürmten sie in die Küche, um Franziska mit der frohen Botschaft zu überraschen, daß wir am nächsten Sonntag ganz früh eine Landpartie machen würden. Sie wäre dann den ganzen Tag frei.

„Fein,“ sagte sie, „da mache ich mit meinem Cousin nach Potsdam.“

Franziska hatte nämlich eine sehr ausgedehnte männliche Verwandtschaft in Zivil und Uniform; der augenblickliche Cousin war „Mailäfer“.

Endlich, für die Ungeduld der Kinder viel zu langsam, war der Sonntag angebrochen. Bereits um fünf Uhr trieben sie mich aus dem Bett; keine Macht der Welt vermochte sie noch in den Kissen zu halten. — In Anbetracht der ausgesetzten zehn Mark im Verhältnis zum Appetit meiner Kinder begann ich die Picknickrolle, die ich mir noch am Tage zuvor bei Gelegenheit des Einkaufs einer Kaffeetanne bei Wertheim erstanden hatte, mit Proviant zu füllen, dann wachte



ich Franziska, damit sie das Frühstück bereite; während dieser Zeit machten wir Toilette.

„Ich dachte, du jögst dem Mädel ein einfacheres Kleid an, du hinderst nur seine Bewegungsfreiheit,“ sagte mein Mann, als Botte in ihrem neuen rosa mit Spitzen garnierten Batistkleide vor ihm erschien. — Darin täuschte er sich ja nun, in ihrer Bewegungsfreiheit ließ sich seine Tochter nie hindern, und wenn ich sie in Profat gekleidet hätte. Deshalb meinte ich auch: „Es ist ja nur ein Waschkleid, man muß doch standesgemäß auftreten.“

Mein Alter zuckte die Achseln und schwieg mit jener überlegenen Miene, die er immer annahm, wenn ich ihm widersprach, und die mich um so mehr empörte, als ich die personifizierte Nachgiebigkeit bin und nur opponiere, wenn ich mich in meinem Rechte fühle.

Mein Mann sah nach der Uhr. „Wo bleibt der Kaffee?“ fragte er. „Wir müssen uns beeilen.“

Die Kinder stürzten nach der Küche.

„Franziska heult,“ berichteten sie gleich darauf, „sie bringt den Kaffee schon.“

In diesem Augenblicke trat unsre Küchenfee ein; sie hatte die verweinte Augen. In der Hand trug sie die Kanne von meinem echten Meißner Service und zwar ohne Tülle. Im ersten Augenblick war ich starr vor Entsetzen; dann schrie ich auf: „Aber Franziska!“

„Gott, nee,“ sagte sie, die Kanne unsanft hinsetzend, „das kann doch passieren; die Tülle läßt sich ganz gut wieder anfitzen.“

„Aber warum benutzen Sie denn das gute Geschirr, ich habe doch gestern erst eine neue Kanne gekauft!“

„Von Wertheim!“ meinte Franziska verächtlich, „wie lange soll denn die halten? Wenn man die scharf ankuckt, sieht sie laput. So'n Schund! Mein Cousin hat mir abgeschrieben,“ fuhr sie, von neuem in Thränen ausbrechend, fort. „Wat soll ich nu mit den schönen Sonntag anfangen. Uff so jemeine Weise um sein bißten Verjüngen zu kommen!“ Damit entfernte sie sich, die Thür nicht gerade sanft schließend.

Während ich noch immer ganz bestürzt meine schöne, so arg verunzierte Kaffeekanne betrachtete, mahnte mein Mann abermals zur Eile. Natürlich gab es im letzten Augenblick noch allerlei Hindernisse, die das Fortkommen verzögerten. Endlich waren wir fertig. Franziska verabshiedete sich in hocheleganter Toilette von uns und begab sich auf die Suche nach einem andern Cousin. Mein Mann verschloß sorgfältig alle Thüren, und im Aufschritt — wenn wir mit dem zunächst fälligen Zuge nicht mitkamen, mußten wir eine Stunde warten — jagten wir nach dem Bahnhofe, wo wir atemlos und in Schweiß gebadet ankamen, als der Zug gerade in die Halle einfuhr. Eine zahllose Menschenmenge schob und drängte gegen die sich öffnenden Coupéthüren. Etwas ängstlich betrachtete ich das Antlitz meines Herrn und Gebieters. Vergnügt sah er nicht aus, desto mehr strahlten die Gesichter meiner Kinder.

Trotz der größten Mühe, die wir uns gaben, zusammen zu bleiben, wurden wir voneinander getrennt. Ich kam mit Botte in eine bereits von zehn jungen Leuten besetzte Wagenabteilung und ängstigte mich während der ganzen Fahrt namenlos in der Sorge, ob mein Mann auch mitgekommen sei, und ob er Karl auch nicht verloren hatte. Meine Reisegefährten fragten indessen mit mehr Inbrunst als Harmonie, ob denn „kein Stuhl da sei für die Hulda“. Ich glaube, sie wollten wohl vierstimmig singen, hatten sich aber gründlich verzählt.

Daß dieser Teil der heiß ersehnten Landpartie sehr schön gewesen wäre, konnte ich nicht behaupten; ich atmete auf, als wir das Ziel unsrer Fahrt erreicht hatten. Mein Mann und Karl waren ebenfalls mitgekommen, und in ihrem Coupé war auch nach dem Stuhl für Hulda gefragt worden.

Wir traten nun unsre Fußwanderung nach Frau Voltes idyllischem Heim an. Zunächst verfolgten wir die staubige Landstraße. Glühend brannte die Sonne vom blauen Himmel herab; die wenigen am Rande stehenden Bäume gaben nur spärlichen Schatten. Mein Mann seufzte, und auch die Munterkeit der Kinder ließ nach; der Inhalt der Bildniskrolle fristete jedoch die Lebensgeister der letzteren ein wenig wieder auf. Mühsam wateten wir weiter in dem gelben Chausseestaube, der all unsre Toiletten Schönheiten mit einer misfarbenen Mehlschicht überzog. Dazu begann es in meiner linken Schläfe leise zu bohren. Ich kannte diese Anzeichen einer herannahenden Migräne. Das fehlte noch! Dann war ich zu allem unfähig! Noch hoffte ich auf die Ruhe in Frau Voltes Heim; gleich bei unsrer Ankunft wollte ich mich ein wenig niederlegen. Wenn wir nur erst angelangt wären! Schon über eine Stunde wanderten wir und noch hatte sich kein Feldweg, der uns schneller zum Ziele bringen sollte, abgezweigt. Endlich entdeckten wir ihn, und nachdem wir noch eine halbe Stunde zwischen wogenden Kornfeldern dahin geschritten waren, langten wir in der „Villa Volte“ an. Vor der Thür derselben hielten zwei Kremser!

Mit erstaunten Gesichtern betraten wir den Hausflur und wurden auf unsre Frage nach der Wirtin in die Küche gewiesen. Hier stand dieselbe vor dem lodernnden Herdfeuer und hantierte mit zahlreichen Töpfen und Pfannen.

„Ach ja, Frau Brüllow!“ rief sie bei unserm Anblide, „das ist man schön, daß Sie mal kommen! Aber heut treffen Sie's schlecht. Ich muß für dreißig Personen Mittagbrot kochen; die haben eine Partie hierher gemacht, und mein Mädchen ist zu mir zu gebrauchen. Na, gehen Sie man in den Garten, ich schicke Ihnen gleich Bier und Milch.“

In etwas gedrückter Stimmung nahmen wir auf den harten Bänken der Laube Platz und erwehnten uns der Fliegen und Mücken, die an unsern Leibern und unsern Vorräten Gastrecht beanspruchten; mein Mann nippte an dem schalen Bier, und meine Kopfschmerzen nahmen zu. Nur der Lebensmut der Kinder war nach abermals erfolgter Sättigung von neuem erwacht. Sie stürmten mit fröhlichem Hallo davon. Auch mein Mann erhob sich, schritt den Weg entlang nach einem mit Bäumen bepflanzten Grasgarten und streckte sich im Schatten aus. Auch er war untergebracht.

Schon überlegte ich, wohin ich mein schmerzhaftes Haupt wohl legen könnte, da erschien unsre Wirtin mit einem Korbe voll Gurken, zwei Messern und einer Schüssel und erzählte mir seufzend, wie viel sie zu thun habe, so daß sie nicht wüßte, wie sie fertig werden sollte. Ich schickte mich recht besonnen, hatte ich ein Messer in der Hand und half der geplagten Frau. Da sah ich nun in der heißen Laube, liegenumschmitzt, mit schmerzhaftem Kopfe und machte für dreißig Personen Gurkensalat. Zu Haus that ich dies nicht einmal für uns, das war Franziskas Sache. Plötzlich ertönte lautes Hühnergeschrei und die scheltende Stimme der Frau Volte, die mich längst meiner Beschäftigung allein überlassen hatte. Zugleich kam meine Botte mit langen Sprüngen den Gartenweg daher gelaufen.

„Muttchen,“ rief sie schon von weitem, „Karl hat mit Steinen nach den Hühnern geworfen, und da hat er den Hahn getroffen, und der ist nun tot.“

Vor Schreck ließ ich fast die Schüssel fallen. Zugleich blieb mein Blick auf Voltes neuem Kleide haften.

„Kind!“ schrie ich auf, „wie siehst du denn aus?“

„Ach,“ meinte sie mit empörender Gleichgültigkeit, „das ist bloß Wagenschmiere. Mit Butter geht das alles wieder raus!“

Mit verärgertem Gesicht erschien jetzt Frau Volte, den toten Hahn in der Hand.

„Lassen Sie nur meinen Mann nichts merken,“ beschwichtigte ich sie, während mein kritischer Blick die Farbe der Woten des so plötzlich ums Leben gekommenen Hopschjass musterte und mit Kummer ein ziemlich dunkles Grau konstatierte.

„Packen Sie den Vogel ein; ich nehme ihn heut abend mit und bezahle ihn Ihnen, wenn Sie wieder zu uns kommen, ich habe kein Geld bei mir. Hier sind auch die geschnittenen Gurken. Jetzt gestatten Sie mir nur, daß ich mich ein Stündchen auf Ihr Sofa lege, ich komme fast um vor Kopfschmerz.“

Gutmütig geleitete mich die alte Frau in ihre „Puffstube“ und bettete mich auf den harten Diwan. Eine erstickende, dumpfe Atmosphäre herrschte in dem ungelüfteten Raume. Ein Fliegenschwarm summt umher und störte mich im Schlummer. Dazu kam der Aerger über die sich häufenden Verluste, die beiden Kaffeekannen und nun noch der Hahn. Wenn es noch ein junges Tier gewesen wäre, dann hätte man wenigstens ein gutes Mittagessen gehabt, aber so'n alter Knabe!

Mit Seufzen dachte ich an das Loch, das diese Ausgaben in meine Wirtschaftskasse, die so schon nie reichte, reißen würden. Dazu stieg allmählich ein leiser Groll gegen meinen Mann in meiner Seele auf. Daß die heißersehnte Landpartie uns bis jetzt mehr Aerger als Vergnügen gebracht hatte, stand fest; aber warum war er so wankelmütig gewesen und hatte den Bitten der Kinder nachgegeben! Konnte er nicht seinen Prinzipien treu bleiben?! Sie brüsten sich doch sonst so mit ihrer Charakterstärke, die Herren der Schöpfung! Er besah doch mehr Ueberblick über die Verhältnisse, als ich. Er mußte auch besser die möglichen Folgen in Erwägung ziehen können. Nun ja, ich hatte die Bitten der Kinder unterstützt; aber mein Mutterherz dachte nur an die Freuden, die den Kleinen aus der Partie erwachsen konnten. Daß das Vergnügen ein zweifelhaftes werden könnte, das entzog sich doch meiner Urteilskraft, das hätte er mir eindringlich vorstellen müssen; Vernunftgründen habe ich noch immer ein williges Ohr geliehen. — Aber zu hören sollte er es bekommen! Hier vor all den Fremden konnte ich ihm ja keine Scene machen, daheim aber wollte ich's ihm sagen. Ich bin zwar keine Freundin von Gardinenpredigten, nur in den dringendsten Fällen mache ich meinem Herzen Luft. Diesmal aber hatte ich zwingenden Grund dazu.

Ueber all dem Murren und Grollen war ich schließlich

doch eingeschlummert, und mir träumte eben, daß mir der Hahn mit spöttischer Verbeugung seine Geburtsurkunde überreichte, auf der eine große, rote Fünf prangte, als die furchtbaren Töne einer Ziehharmonika mich jäh aufwachen ließen. Dicht unterm Fenster wurde in haarsträubender Weise abermals nach einem „Stuhl für Hulda“ gefragt; dazu ertönte Lachen, Schreien, Johlen. Aufstöhnend preschte ich mein schmerzhaftes Haupt auf die harte Sofalehne. Wahrscheinlich waren die dreißig Gäste meiner Wirtin aus dem Walde zurückgekehrt. In diesem Augenblicke stürmten auch meine beiden Kinder ins Zimmer; Rücksicht auf meinen leidenden Zustand zu nehmen, hatte ich ihnen noch nicht beibringen können. Sie bestätigten auch hierin die Vererbungstheorie; aber von mir stammte diese Erbschaft nicht.

„Mutter,“ schrien sie, „du sollst zum Essen kommen.“

„Ich kann nicht,“ seufzte ich; „bittet Frau Volte, daß sie mir eine Tasse Bouillon herausschickt.“

Vergnügt sprangen die kleinen Plagegeister die Treppe wieder hinab; ihre Freude hatte noch keine Einbuße erlitten. Gleich darauf erschien mein Mann. „Armes Weib!“ sagte er, indem er mir sanft Stirn und Wange streichelte, „soll ich bei dir bleiben? Frau Volte will sich um die Kinder kümmern.“

Gut ist er nämlich trotz alledem, mein dicker Alter, und ich tausche ihn gegen keinen andern ein. Mein Groll gegen ihn schwand auch, als er mich so herzlich mitleidig anblickte. Aber meine Meinung mußte ich ihm doch sagen, man muß seine Rechte wahren. Augenblicklich war ich jedoch die personifizierte Sanftmut. Ich lehnte meine Wange gegen seine lieblosende Hand und schloß die Augen.

„Geh nur, Schatz,“ sagte ich dann aber, „mir ist's am besten, ich bleibe noch ruhig liegen.“

„Wie du willst, Kind,“ lautete seine freundliche Entgegnung. „Vorläufig ist's ja noch etwas laut, aber während des Essens muß ja die Höllemusik schweigen, und nachher zieht wieder alles in den Wald. Dorthin gehe ich auch mit den Kindern, dann kannst du dich ungestört ausruhen. Vielleicht fühlst du dich bis zum Abend wohler.“

Ich drückte ihm leise die Hand, und er ging.

Nach Verlauf einer Stunde trat denn auch die gewünschte Stille ein, auch die Fliegen schienen Mittagsruhe zu halten, und ich schlief ein. Ich sollte mich indes keines ungestörten Schlummers erfreuen. Auch diesmal wurde ich unsanft geweckt und zwar — durch einen Donner Schlag.

„Himmel!“ dachte ich, „zu Haus stehen die Fenster auf!“

Mein Mann hatte sie zwar bei unserm Fortgehen schließen wollen, allein ich hatte mich aus Gesundheitsrücksichten seinem Vorhaben widersetzt. Ich war eine fanatische Anhängerin der Naturheilmethode und haßte geschlossene Fenster. Mein Gatte hatte sich natürlich wieder zu unrechter Zeit meinen Wünschen gefügt, und nun würden meine Uebergardinen und mein neuer Salontepich daran glauben müssen. Ich weinte vor Zorn. Zugleich packte mich die Angst, um meine Lieben, die jedenfalls vom Gewitter im Walde überfallen worden waren. Natürlich waren sie zu weit hineingegangen. So ein Mann handelt doch selten mit Ueberlegung! Voller Entsetzen sah ich im Geiste unter den vom Blitze zerschmetterten Bäumen drei bleiche Leichen liegen, da stürmten — Gott sei Dank! — Kinderfüße die Treppe herauf. Heut klang mir das Gepolter, das ich sonst mit scheltenden Worten zu tabeln pflegte, wie Musik. In meiner Freude, die lieben Göhren unverfehrt wieder zu haben, übersah ich sogar die Blaubeerflecken, die sich den Teerflecken in Voltes Kleid zugesellt hatten. Den Kindern folgte mein Alter und diesem das Mädchen mit dem Kaffee auf dem Fuße. Während ein sündflutartiger Regen niederprasselte, labten wir uns an dem braunen Trank, der wirklich recht gut war, nur der Gedanke an meine Uebergardinen und den neuen Teppich störte mich im Genuße. Von unten tönte auch Stimmengewirr und Tassengeklapper herauf. Von musikalischen Leistungen sah man glücklicherweise augenblicklich ab. Mein Gatte zündete sich eine Zigarre an und sah nachdenklich in den strömenden Regen hinaus.

„Wie kommen wir nun heim?“ fragte er endlich. „Die Chaussee ist für Fußgänger nicht zu passieren, ganz abgesehen davon, daß die Züge überfüllt sein werden, und Frau Voltes Pferd lahmt. Ich werde einmal mit den Leuten unten sprechen, vielleicht können wir in einem der Kremser mit nach Berlin fahren.“

Die Kinder begrüßten diesen Vorschlag mit Jubel. Diese Kremserfahrt schien ihnen der Höhepunkt des Vergnügens zu sein. Sie sprangen vergnügt ihrem Vater nach, um ja Zeugen der Verhandlung zu sein, und waren überglücklich, als ihnen der Bescheid wurde, daß man, obgleich die Sache etwas „drangelich“ würde, bereit wäre, zusammenzureden. Freilich hatte man Bedingungen gestellt, die mich niederschmetterten. Es fehlte ein dritter Mann zum Skat, und den sollte mein Gatte abgeben. Das hieß für mich Einsamkeit



bis zur Abfahrt; denn mein guter Alter ist, wenn er am Skatstische sitzt, für nichts und niemand mehr zu haben, ich glaube, er würde auch uns, sein Teuerstes auf Erden, verleugnen!

Das war nun das Ende der heißersehten Landpartie. Ich sah mit den Kindern im engen Zimmer und langweilte mich; draußen strömte der Regen ununterbrochen vom Himmel herab, und mein Mann, der mir vor dem Altar geschworen hatte, Freud und Leid mit mir zu teilen, amüsierte sich unten beim Kartenspiel.

Die Kinder hatten eine Zeitlang den Enten zugehört, in deren Herzen der Regenguß Gefühle innigsten Behagens zu erwecken schien.

Mit lautem Geschrei patzten sie in den Pfützen umher, und ihr drolliges Benehmen erregte die laute Heiterkeit meiner Sproßlinge. Schließlich verlor dies Schauspiel aber den Reiz der Neuheit für sie. Sie sahen sich nach einer andern Unterhaltung um und begannen damit, einander zu necken. Trotz meiner Ermahnungen wurden sie bald handgreiflich, es entwickelte sich eine große Schusserei, und das Ende vom Liede war, daß Karl mit dem Kopfe in die Fensterscheibe fuhr, die, weniger widerstandsfähig als sein Schädel, natürlich in Scherben ging. Am liebsten hätte ich den Bummel gehörig durchgeprügelt, allein die unsanfte Verührung mit dem Glase war doch nicht ohne Folgen für ihn gewesen, eine blutende Wunde machte eine Behandlung mit kaltem Wasser und die Anlegung eines Verbandes notwendig.

Auch der unangenehmste Tag nimmt einmal ein Ende. Gegen zehn Uhr klärte sich der Himmel auf, und wir konnten endlich die Kremser besteigen. Wenn ich nun gehofft hatte, in ununterbrochener Fahrt dem lieben Berlin zusteuern zu können, so irrte ich freilich. Die guten Leute, die uns Gastfreundschaft auf ihren Fuhrwerken gewährt hatten, schienen Vorrat im Vergnügen sammeln zu wollen. Vor jedem Wirtshause, das uns unterwegs winkte, wurde angehalten und die ganze Gesellschaft stieg aus, um nach den Tönen der gräßlichen Ziehharmonika zu tanzen. Da der ausübende Künstler mit der „stuhlfuchenden Hulda“ den Reichtum seiner Melodien erschöpft zu haben schien, so schlugen immer wieder die Klänge dieses schönen Liedes an unser Ohr, während mein Mann und ich, jeder ein schlafendes Kind im Arme, auf dem Kremser sitzend ein endliches Versiegen dieser überschäumenden Lebenslust unsrer Gastfreunde erwarteten und ersehnten, und ich mit Entsetzen an Franziska dachte, die ja nicht in die Wohnung konnte. Endlich war Berlin erreicht, natürlich an dem unsrer Wohnung entgegengesetzten Ende. Mein Mann mußte eine Nachtdrochse nehmen, und zum Lode erschöpft langten wir lange nach Mitternacht vor unserm Hause an. Franziska sah schlummernd auf der Treppe vor unsrer Korridorthür. Für heut sprachen nur ihre Blicke, am andern Tage übersehte sie dieselben in so deutliche Worte, daß ich sie noch vor Tische hinauswarf.

Der Regen hatte natürlich seine Fluten in meinen Salon ergossen. Der sah aus!

Als ich die todmüden Kinder zu Bett gebracht und mich selbst niedergelegt hatte, mußte ich erst meinem geprehten Herzen Luft machen. Ich konnte es meinem Mann nicht ersparen, er trug doch einen großen Teil der Schuld an der verunglückten Partie. Er hätte konsequent bleiben und nicht in dieselbe willigen müssen. Ich stellte ihm dies in so ruhigem Tone, als meine Erregung es zuließ, vor, und wunderte mich, daß er mir zuhörte, ohne ein Wort zu erwidern. Plötzlich ließ ein sonderbarer Ton aus seinem Munde mich auffahren.

Er schnarchte!

Empört schüttelte ich ihn an der Schulter.

„Mann,“ rief ich, „ich befehle dir Aufregung, und du schläfst!“

„Ja, liebes Kind,“ erwiderte er, indem er sich

behaglich auf die andre Seite drehte, „das macht mein gutes Gewissen!“

Hat man Worte?!



Vesper-schoppen im Thälchen. (Zum Artikel „Kewebut von Eppelbäum“.)

## Kewebut von Eppelbäum.

Eine Aepfelweinstudie

von

Christian Benckard.

Mit acht Abbildungen nach photograph. Aufnahmen von A. Marx, Gosphotograph in Frankfurt a. M.

Zu Vornem in der Visk.  
Da nicht's en gute Eppelwe.  
Der besser is als Misch.  
Und sollt se vom Gutselhof sei.  
Misch is fur Rinner e Getränk  
Und for die alte Weiwere.  
Wer Misch trinkt, tricht auch bald die Kränk!  
Der Stoff heist franksel Weiwere.

Man wird es den Milchtrinkern gewiß nicht verdenken, wenn sie gegen die obige Ausführung eines altfrankfurter Lokaldichters entrüstet Front machen; nur an der Thatsache, daß es in der „Viske“ zu Vornheim guten Aepfelwein giebt, läßt sich nicht rütteln. Den besten trinkt man freilich nicht in der nordöstlichen, sondern in der südlichen Vorstadt Frankfurts, überm Main drüben im äpfelweinberühmten Sachsenhausen. Ist ein gar köstlicher Tropfen, der „Hohenstaheimer“. Und wo man diesen Göttertrank schlürft, da hört man nur sanfte Reden zartbesaiteter Naturen harmonisch durch Marmorsäulenhallen klingen. Darum auf nach Sachsenhausen!

Spaz beiseite, der angesichts der letzten Sätze wohl etwas mißtrauisch gewordene Leser braucht sich wirklich nicht zu fürchten vor der geplanten Aepfelweinreise. Wer da von verdünnter Schwefelsäure und dergleichen redet, ist eben ein Nergler; mitteleuropäische Normalmenschen mit gutem Durst und dito Humor und Magen sind noch immer über den Main zurückgekommen, meist sogar sehr lustig. Auch Damen können ruhig mitkommen; die Sachsenhäuser hatten stets eine schwache Seite für das schöne Geschlecht, und wer es verdient, von dem beziehungsweise von der sagen sie vor versammeltem Kriegsvolk laut und vernehmlich: „Guckt emol, was e goldig Oes!“ Also, meine Damen und Herren, lassen Sie sich nicht durch kleinliche Bedenken zurückhalten — es kann Ihr Glück sein!

Heutzutage kann man von Frankfurt aus mit der Eisenbahn und Pferdebahn, ja sogar elektrisch nach Sachsenhausen fahren, wir reiten aber lieber nach guter, alter Sitte auf Schusters Kappen, und zwar über die sogenannte alte Brücke, das macht sich stimmungsvoller. Sind schon gar viele durstige Seelen im Verlaufe der letzten fünfshundert Jahre da hinübergepilgert, und die Ingenieure meinen, der alte Bau mache nicht mehr lange mit; allein wir beweisen ihm ein größeres Vertrauen und wagen getrost die Ueber-schreitung des Rubikon.

Die Straße, die wir wandeln, stellte bis in unsre Zeit hinein in weitem Umkreis den einzigen befahrbaren Verbindungsweg zwischen Nord- und Süd-deutschland dar, gab es doch von Aschaffenburg abwärts außer dieser keine zweite feste Mainbrücke. Sie war darum von starken Türmen verteidigt, die jetzt längst gefallen sind, aber die Mühle in ihrer Mitte steht noch, sie ist sogar im Jahre 1814 neu aufgebaut

worden, nachdem die Franzosen sie in Brand geschossen hatten, um die ihren Rückzug belästigenden bayrischen Schützen daraus zu vertreiben. Ueber dem sogenannten „Kreuzbogen“ erhebt sich, aus Sandstein gemeißelt, ein Standbild

Karls des Großen in vollem Kaiserornat mit Reichsapfel und Schwert. Hier befand sich eben die „Frankenfurth“, die den vor den Sachsen flüchtenden Carolus Magnus seinen Verfolgern entzog; das Denkmal hat also seine Berechtigung an dieser Stelle. Eine andre Auffassung ist die eines biedereren Sachsenhäufers, der, im Vorübergehen von seinem Sproßling befragt, weshalb denn der steinerne Mann einen Apfel in der Hand habe, in väterlich belehrendem Tone erwiderte: „Des waachte net, dumm Dos? Des is doch der Mann, der den Eppelwei erfunde hat!“

Die Mitte der Brücke ist überschritten, und vor uns liegt Alt-Sachsenhausen, links (oberhalb der Brücke) die „Oberhäuser“, rechts die „Unterhäuser“. Gleich das erste Unterhaus ist ein Wirtshaus, doch wir gehen daran vorüber, nicht wegen seines ominösen Namens „zum Wasserweibchen“, sondern weil darin neben dem „Stoff“ auch noch andre Getränke zu haben sind; es ist also keine Aepfelweinwirtschaft im engeren Sinne. Auch die benachbarten „Drei Kinder“ meiden wir aus diesem Grunde, immerhin betrachten wir das Haus mit Interesse, denn hier hat der junge Schiller gewohnt, als er aus seiner schwäbischen Heimat hatte flüchten müssen. Im Andenken an diese Thatsache hat der humorvolle Friedrich Stolke seinem großen Dichterkollegen vorgehalten, daß er damals die Gelegenheit zur Sprachveredelung schlecht ausgenutzt habe:

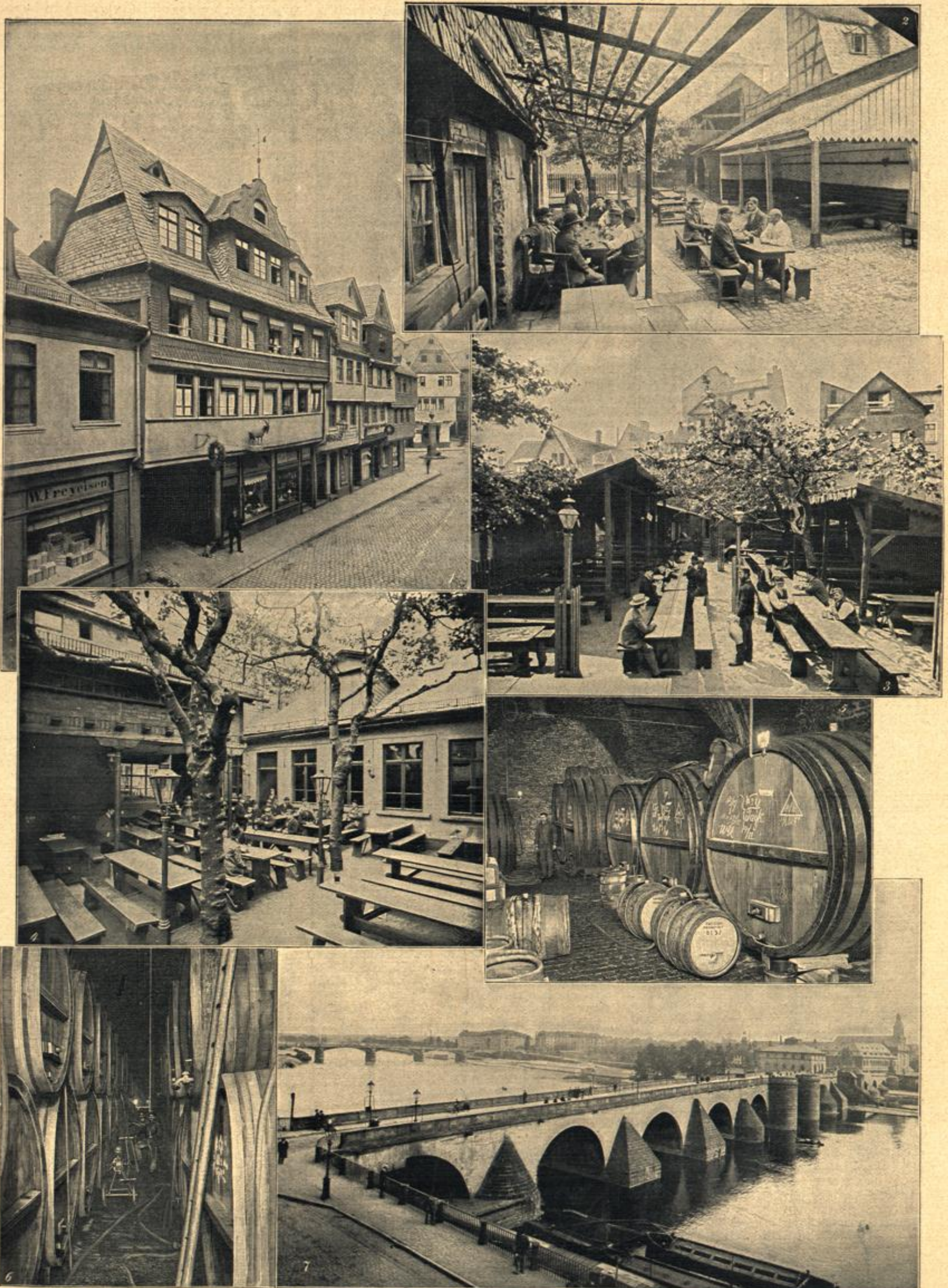
„Du hast derr dribb, in de drei Rinner,  
Woht in de achtzger Jahren logiert,  
Doch von der Sprach der Landesrinner,  
Da hast de gar nix profediert,  
Denn 's is in alle deine Werke,  
So schee se sinn, so hoch und hehr,  
Dochaus nach gar nix zu bemerke,  
Was erjend Sachschäuftrisch wär.  
No, 's war die Zeit zu forz gewese,  
Un so was will verstanne sei,  
Un is zu schreime un zu lehe  
So schwer wie Griechisch un Latei!  
Doch Stoffche dhaft de sicker roppe!  
Wie hat's geschmeckt? Welt, aagenehm?  
Ja, 's is e wahrer Göttertrappe,  
So Kewebut von Eppelbäum!“

In die Dreikönigstraße einbiegend, stoßen wir nach wenigen Schritten auf die erste richtige „Gedenkwirtschaft“. Das Haus heißt „zur Wanne“, der Wirt Josua Schent; das sind trinkfeste Namen. Eine Wanne voll Stoffche — erbarm dich! Mutig durchschreiten wir das Einfahrtsthor und im Hofe die erste Thür links; wir sind zur Stelle.

Der mäßig große und gänzlich schmucklose Raum erscheint auf den ersten Blick vollbesetzt, auch die Luft darin ist just nicht die beste und fällt dem verwöhnten „Mitlander“ schwer auf die Brust. „Giebt's denn gar kein Stuhl?“ summt er bekloffen. Nein, Stühle giebt's hier keine, nur Bänke ohne Rücklehne, und wer einen Plaz haben will, der muß die Gäste zum Zusammenrücken auffordern, denn ohne dies thun sie's nicht. Da die wohlbeleibte Wirtin vom Schenkstisch aus mit einem überredenden „gell, Sie rüde e bissi?“ unsre Bitte unterstützt, wird ihr Folge gegeben. Frau Wirtin hat auch einen Sohn, und der bringt uns den Schoppen schon, einen „großen“ Schoppen (vier Zehntelliter). „Woht bekomme's!“ sagt der Jüngling und schnitt die ihm über die Finger gelaufenen Tropfen mittels einer eleganten Armbewegung von sich. Einer davon verirrt sich in eines benachbarten Gastes Angesicht, worüber der Betroffene, ohne sich irgendwie aufzuregen, mit dem Wörtlein „Säuoos!“ quittiert.

Entsetz dich nicht, o Publikum! Wir sind in Sachsenhausen, und da darf man nicht allzu empfindlich





1. Schwarzer Bod (Straßenansicht). — 2. Vordacher Thälchen. — 3. Rainthälchen. — 4. Schwarzer Bod (Schenktgarten). — 5 u. 6. Kellerräume der Apfelweinkellerei von Gebrüder Freyßen. — 7. Alte Mainbrücke.  
Apfelwein-Reißen in Sachsenhausen-Frankfurt a. M. (Zum Artikel „Reueblut von Eppeldäm“ S. 64.)



sein. Was man hier zu hören bekommt, ist alles nicht schlimm gemeint; „Dos“ ist mit dem Vorjah von „lieb“, „gescheit“ und so weiter sogar ein Kosenamen, ja selbst die Anrede „dummes Dos!“ ist in den allermeisten Fällen als eine Anekdote des Wohlwollens aufzufassen. „Dos“ ist keineswegs gleichbedeutend mit „Nas“, welches häßliches Schimpfwort in Sachsenhausen übrigens nur selten gebraucht wird.

Die Sachsenhäuser waren von alters her ihrer großen Mehrzahl nach Gärtner, Färber oder Fischer, die im Winter auf die Jagd gingen oder für die Brauereien auf dem Main „eiften“; wo sollten da seine Manieren herkommen? „Gut Herz un e böß Maul!“ so lautet ihre Devise, und ein gutes Herz haben sie wirklich, das haben sie oft genug bewiesen, indem sie Sonntagmorgens truppweise mit Karst und Schanfel ausrückten, die Felder erkrankter Nachbarn zu bestellen. Nach einer solchen Sonntagsfeier darf man ein kräftig Sprüchlein beim Abendschoppen nicht zu den Sünden zählen.

Aus dem Gärtnerstande rekrutieren sich auch bis auf den heutigen Tag die Hedenwirte, Aepfelweinproduzenten, die in Ermangelung geeigneter Wirtschaftsräume ihren Stoff am Wege, an den Heden verzapften. Dies geschieht zwar jetzt in Höfen, Gärten und Stuben, aber der Name blieb erhalten, trotzdem vor nunmehr einigen Jahren auch das alte Vorrecht der Hedenwirte aufgehoben wurde, vom 15. September bis zum 15. Dezember abgabenfrei zu zapfen. Gegenwärtig darf gegen eine angemessene Steuer die Schankgerechtigkeit das ganze Jahr hindurch ausgeübt werden; „die Preuße gewoß nix umfunst.“

In Sachsenhausen giebt es etwa ein halbes Hundert Hedenwirte, von denen jeder vier bis acht Wochen den Fichtenkranz vor die Thür hängt, je nachdem die gefüllten Fässer im Keller mehr oder weniger zahlreich sind und der Stoff Anhang findet. Ist er gut, dann muß die ganze Familie heranziehen, die herbeiströmenden Gäste zu bedienen, denn fremdes Bedienungspersonal ist in den Hedenwirtschaften ebenso verpönt wie der Trinkgeldunfug; nötigenfalls holt man sich seinen Schoppen selbst. Und zieht eines Morgens der „Vogelfänger“, alias Jean Freyfeisen, seinen Kranz ein, dann hängt ihn die „schwarze Käth“ (Witwe Schid) und das „Mordche“ (Gustav Dauth) in der Klappergasse heraus, oder man geht zum „Dickwurzphilipp“ oder zum „Faulen Jung“ (August Funt) seinen Durst zu stillen. In einigen Fällen wurde der „Anname“ der Vertilgung angehängt, statt ihren Bewohnern, wie beim „Vorsbader Thal“ und bei der „gemalte Stub“ (Große Rittergasse 93). „Wo werd gezappt?“ ist angesichts des geschäftlichen Wechsels der Schankwirtschaften eine gar gewichtige Frage, so gewichtig, daß eine Frankfurter Tageszeitung in besonderer Rubrik alltäglich Antwort darauf erteilt und zwar unter Angabe der wirklichen wie der „Annamen“.

In Beantwortung einer zweiten Frage, nämlich wie alt wohl schon die Aepfelweinherrlichkeit sei, verweisen Stoffe-Ganattler auf das Bibelwort, das dem Adam verboten: „Von diesem Baume sollst du nicht essen!“ Der versteckte Hinweis aufs Trinken fand aber kein Verständnis, und so geschah das Unglück:

Als Adam noch im Paradies  
In jenen sauren Apfel biß,  
Den ihm vom Baum Frau Eva broch,  
Da hatt' die Herrlichkeit ein Loch:  
Die Menschheit ward hinausgejagt,  
Doch wir, von edlem Durst geplagt,  
Wir trinken uns mit manchem Schluck  
Ins alte Paradies zurück.

Bis zum sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung müssen wir, um dem Ursprung der Aepfelweinproduktion nachzuspüren, immerhin zurückgehen. Damals sollen im südlichen Gallien die Biskaper einen ganz trinkbaren Stoff gebraut haben. Abgesehen von Amerika und England, giebt es jetzt vier Zentren, in welchen man Aepfelwein bereitet, in der Normandie, wo er Cidre genannt wird und Volksgetränk ist, das zweite Zentrum ist Trier, wo der Stoff „Riech“ heißt und trübe und wenig haltbar ist, das dritte ist Württemberg, das seinen „Mofcht“ keltert, der aber leicht säuert. Nach Frankfurt-Sachsenhausen kam der Aepfelwein erst zur Zeit des Siebenjährigen Krieges; um so anerkennenswerter ist es, daß hier unzweifelhaft das beste Produkt erzeugt wird, das stärker ist als andere Aepfelweinsorten und dadurch klarer, haltbarer und vollmundiger. Das Geheimnis ist in der Obstmischung und im Keltereibetrieb zu suchen. Die weniger süßen, rauhen Aepfelsorten vom Taunusgebirge und aus der Wetterau sind zum Keltern besonders geeignet und feinerem Tafelobst entschieden vorzuziehen; mit von Spekulanten eingeführten süßfranzösischen und spanischen Aepfeln hat man recht schlechte Erfahrungen gemacht. Sie besitzen zu wenig Aepfel- und Zitronensäure und liefern nicht die von einem gesunden Stoffe zu erwartenden sechs Prozent Weingeist.

Gesund ist das Getränk nämlich wirklich, meine Herrschaften! Im Sommer kühlt es, im Winter wärmt

es; es regt an, und nicht mit Unrecht nennt man's in Sachsenhausen auch „Babbelwasser“. — Sie haben schon genug davon? Das wäre! Vielleicht ist's Ihnen nur zu schwül hier, da gehen wir halt ein paar Häuser weiter, obwohl man uns halb entrüstet, halb mitleidig nachblicken wird, weil wir nur ein einziges lumpiges Schöppchen genossen haben. So etwas gilt hier als größlicher Verstoß gegen die gute Lebensart.

Eine köstliche Lust weht draußen, und der durch die Obstsäure angeregte Appetit verlangt eine feste Magengrundlage. Da es in den Hedenwirtschaften aber nur Handläse giebt, müssen wir uns, bevor wir wieder eintreten, verproviantieren. Am besten geschieht dies in einem der vielen Mehgerladen, wo abends um diese Zeit mächtige Platten warmer „Worscht“, sowie dampfender Gaspel und Schweinepfoten von einer eckigen Menge umworben werden. Das Geschäft ist im Handumdrehen abgewickelt, und thatenfroh ziehen wir, männiglich ein fettiges Päckchen in der Hand, nach dem altberühmten Hause „zum schwarzen Bod“.

Gegen eine Vergütung im Betrage von drei Reichspfennigen wird uns dort auf einem sauberen Teller Brot und ein Messer verabreicht, für weitere zwölf Pfennige ein Schoppen und nun kann die Schlemmerei beginnen. Viele Gäste bringen sogar das Brot mit, diese müssen jedoch vom blanken Tisch oder aus dem Einwickelpapier essen und unter Benutzung des Taschmessers, sowie der ihnen von der guten Mutter Natur verliehenen fünfzintigen Gabeln. Ei, schmeckt das prächtig! Da ist aber auch nicht ein einziger, der nicht hochbefriedigt zum Schoppen greift, nachdem er Wurstpapier, Knochen und sonstige Ueberreste fein säuberlich unter den Tisch befördert.

Der „schwarze Bod“ ist ein größeres Lokal, wo zwei nahverwandte Hedenwirte gleichzeitig „zapfen“. Unter den Gästen befinden sich angelegene „Eppelweingeschworene“ und „Eppelweirundbrenner“ von hieb und drieb der Bach (diesseits und jenseits des Mains). Sie unterhalten sich mit Erinnerungen an die schöne Zeit „als mer noch net preußisch warn“ und an den „Hamathes“ (H. Matthäus Rumbler), einen der urwüchsigsten Sachsenhäuser Hedenwirte unsrer Zeit. Schade, daß er vor ein paar Jahren gestorben ist, von dem hätten wir uns sonst einmal kräftig die Meinung sagen lassen! Einst kam ein neugieriger Berliner zu ihm, um den berühmten Wirt und seinen Stoff kennen zu lernen, welcher letzterer dem Spreetathener schlecht bekam, weshalb dieser in der Sehnacht nach einem wärmenden Schnapslein sich erkundigte: „Kann man hier Rum kriegen?“ Hamathes verstand „rumkriegen“ und antwortete ablehnend: „Naa, hier werd nix erumgekroche, hier werd sich uff die Bank gesetzt un Eppelwei getrunke.“

Den originellsten Streich lieferte Hamathes, als er mit einigen Freunden nach Paris zur Weltausstellung gereist war. Dort fand ihn einmal ein Bekannter in einem Restaurant am leeren Tisch sitzen und fragte, warum er denn nichts genieße? Darauf machte der Gefragte ein ärgerliches Gesicht und sprach die geflügelten Worte: „Ich möcht' gern e Tass' Bouillon trinke, ich woaß awer net, wie des auf Französisch haast.“

Mit der fortschreitenden Abendzeit wird es in dem Lokale immer lebhafter. Die „Eppelweigeschworene“ sind zwar, wo der Stoff gut ist, dauernd sehaft, die „Eppelweirundbrenner“ dagegen um so beweglicher. Nachdem sie die üblichen beiden Anstandsichoppen getrunken, sagen sie wichtigthuend eifertig: „Gute Nacht“, um fünf Minuten später bei der nächsten Quelle Rast zu halten. Also die Runde machend, bewirken sie einen steten Wechsel des Stammtischbildes, das sich so bunt und interessant nur etwa noch im Münchener Hofbräuhaus dem Beobachter darbietet. Banquier, Rutscher, Opernfänger, Dienstmann, Rentner, Gärtner, Soldat — alles sitzt hier friedlich auf der harten Holzbank beisammen, den Schoppen vor sich und gelegentlich laut aufstachend über einen derben Witz. Die soziale Frage erscheint gelöst, und das hat der Eppelwei fertig gebracht.

Der Affe sehr possierlich ist,  
Zumal wenn er vom Apfel frist,  
Doch viel possierlicher ist schier  
Beim Aepfelwein das Menschentier,  
Wenn Schoppen es um Schoppen steht,  
Bis es erheit des Geistes Licht,  
Und es dann trinkt im gelben Saft  
Mit allen Menschen Brüderchaft.

Wir sitzen hier bei n Aepfelwein  
In bunter Reihe, groß und klein,  
Und von Geschlechte zu Geschlecht  
Bererben wir des Durstes Recht,  
Der Vater überträgt's dem Sohn,  
Die Zahl der Trinker wird Legion,  
Ein festes Band hält all zusammen —  
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!

„Bleibt aber doch immer ein unaristokratisches Getränk, das außerhalb der Grenzen seiner engeren

Heimat kaum dem Namen nach bekannt ist.“ wird zuweilen eingewendet. Fehlgelassen, Verehrtester! Der in Frankfurt-Sachsenhausen gekelterte Aepfelwein im Werte von über zehn Millionen Mark wird nur etwa zur Hälfte an Ort und Stelle getrunken, der Rest geht nach auswärts. Es giebt in Berlin, London und New York Frankfurter Aepfelweinstuben, der auf Flaschen gezogene Export-Aepfelwein von Gebrüder Freyfeisen wird überall hin versandt, insbesondere nach der Levante (die schlauen Muselmänner wissen das Weinverbot des Korans, wie man sieht, zu umgehen, indem sie „Stoffche“ trinken), nach Südamerika und Indien; auch in den deutschen Kolonien findet das kühlende, gutbelümmliche und zugleich billige Getränk immer mehr Anklang. Neuerdings ist der Hohenstaheimer sogar hoffähig geworden. Kaiser Wilhelm II., dem er in Frankfurt feierlich kredenz worden, hat zur Begleitung auf seinen allsommerlichen Nordlandsreisen auch ein Fäßchen „Stoffche“ befohlen, und daß es mundete, bewiesen die Nachbestellungen.

Sachsenhäuser Eppelwei auf der kaiserlichen Tafel! Un des war' nix?

## Aus vergangener Zeit.

(Bild S. 60.)

Großmütterchen erzählt aus längst vergangener Zeit:  
Da war's ganz anders, anders so, wie heut.

So ehrbar alles, einfach, aber echt  
Der Wäsche Kinnen, wie des Haars Geslecht.

Swar Krieg, ringsum, und grauser Männertod,  
Und schwere Sorge, die das Haus bedroht.

Doch trug man's miteinander, tapfer, treu,  
Und baut' auf Gott, und that es, sonder Schen.

Und trug auf festen Schultern Freud' und Qual;  
Ja, Kinderchen, so war's, — so war's einmal!

## Leichtes Gesicht.

(Bild S. 73.)

Dies „Leichte Gesicht“ spielt im westlichen Norwegen in Hardanger, wo die fleidame Nationaltracht mit dem roten Nieder, dem gestickten und sonst verzierten Brustschiff sich noch erhalten hat: Ueberreste einer gefunden Farbenfreude, doppelt erfrischend in unsrer nüchternen Zeit. In dem westlichen gebirgigen Teil von Norwegen sind noch Ueberreste von der alten, guten, germanischen Kultur, die alten Sitten und mit ihnen die Trachten vorhanden mit ihren geunden, dauerhaften Stoffen, die nicht ersetzt werden können durch die billige Fabrikware. Auf den großen Landstrahlen und Touristenrouten sieht man freilich nicht das intime Volksleben in seiner wahren Eigenart. Wer aber die Mühe nicht scheut, abseits der Heerstrahlen in Verlehn mit dem Volke zu treten, der wird sehen, daß unter der rauhen Hülle eine Fülle von frischem Geist und Humor steckt.

## Zu heiße und zu kalte Speisen.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß sowohl zu heiße als zu kalte Speisen der Gesundheit schädlich sind. Allenthalben hört man im Sommer den salomonischen Ausspruch: „Nicht zu kalt trinken!“ und im Winter: „Nicht zu heiß essen!“ Was heißt denn überhaupt „zu heiß“ und „zu kalt“? Als normal müssen wir diejenige Temperatur der Speisen bezeichnen, welche der Mundhöhle ungefähr gleich ist, also 35 bis 37,5 Grad Celsius beträgt. Je weiter sich die Temperatur von dieser Grenze nach oben oder unten entfernt, um so mehr kommt es auf Natur und Art der Speise an, ob ihr Wärmegrad uns zusetzt oder nicht. Rohmilch von 12 Grad Celsius empfindet man als unangenehm kalt, Champagner von derselben Temperatur als unangenehm warm. Auch kann man Flüssigkeiten viel heißer genießen als feste Speisen, weil letztere beim Kauen länger mit der empfindlichen Schleimhaut der Mundhöhle in Berührung bleiben und dadurch deutlicher das Gefühl des Brennens hervorrufen. Ein Schluck fast kochenden Kaffees wird schnell hinuntergeschluckt, dagegen sperrt man beim Kauen von heißem Braten und Gemüse immer wieder stöhnend den Mund auf wie ein nach Luft schnappende Fisch.

Die Nachteile, welche der Genuß zu heißer Speisen und Getränke nach sich zieht, machen sich zunächst auf die Geschmacksempfindung geltend. Dr. Weber hat nachgewiesen, daß die Zunge, wenn man sie ungefähr eine Minute in Wasser von 50 bis 52 Grad Celsius hält, nicht mehr den süßen Geschmack des Zuckers wahrzunehmen vermag. Bei höheren, dem Siedepunkt näher



kommenden Wärmegraden muß die Geschmacksblähung natürlich noch viel schneller eintreten. Dies mag auch die Ursache sein, daß Köchinnen, welche die siedend heißen Suppen kochen, oft gar nicht schmecken, ob dieselben verfalzen oder zu süß sind. Heiße feste Speisen werden auch nicht ordentlich gekaut; man sucht sie eben möglichst schnell aus der brennenden Mundhöhle zu entfernen. Als Folgen stellen sich dann leicht Verdauungsstörungen ein, und wenn die schädigenden Einflüsse sich wiederholen, können selbst schwere Magenkatarrhe und Geschwürsbildungen eintreten.

Andererseits wieder erzeugt der Genuß von zu kalten Getränken, zumal wenn er in hastigem Tempo und bei erhöhtem, sich nicht mehr bewegendem Körper stattfindet, leicht Durchfälle, Magenkatarrh und Magenkrampf. Durch den plötzlichen Wechsel sehr hoher und niedriger Temperaturen bekommt auch das Email der Zähne Risse und Sprünge, welche vollständig denjenigen gleichen, die man aus derselben Ursache am Email unsrer Teller und Trinkgeschirre entstehen sieht; aber erstere verursachen durch das nachfolgende Karieswerden der Zähne heftige und häufige Schmerzen, letztere nicht, oder höchstens im Geldbeutel. Freilich muß man oft Speisen und Getränke mit sehr verschiedenen Temperaturen genießen, weil dadurch der Geschmacksreiz erheblich beeinflusst wird. Kartoffeln schmecken erkaltet sehr schlecht, Gurkensalat dagegen ist nur in kaltem Zustande genießbar; angewärmter Champagner ist geradezu widerlich, angewärmter Rotwein keineswegs. Es sind eben Geschmack, Bekömmlichkeit und Verdaulichkeit von der jeweiligen Temperatur der Nahrung in hohem Grade abhängig.

Beabsichtigt man, dem Körper Wärme zuzuführen, wie in der kalten Jahreszeit, so läßt sich dies sehr wohl dadurch erreichen, daß man die Nahrung nur 10 bis 12 Grad Celsius wärmer zu sich nimmt als die Bluttemperatur ist. Heiße Alkoholika — zum Beispiel Punsch von 50 Grad Celsius — vermögen die Körperwärme fast um einen halben Grad zu erhöhen, was wohl schon mancher in der Schlaftrunkenheit sehr wohlthuend empfunden hat. Auch die erregende Wirkung des Kaffees und Thees hängt namentlich von der Temperatur ab, in welcher sie genossen werden. Will man also sein Nerven- und Gefäßsystem durch diese Getränke energisch anregen, so muß man sie heiß trinken.

Hat man dagegen die Absicht, dem Körper Wärme zu entziehen, ihn abzukühlen, wie in der warmen Jahreszeit, so muß man solche Nahrungsmittel wählen, welche auch bei geringerer Temperatur als der des Blutes wohlschmeckend und bekömmlich bleiben. Dahin gehören zum Beispiel Milch, Buttermilch, Obstsuppen, Kalksalz, Obst, kalter Braten, Gallerten, Schinken, Rauchfleisch, Salate. Die kühlende und durstlöschende Eigenschaft der Getränke tritt am schnellsten und nachhaltigsten hervor bei einem Wärmegrad von 10 bis 18 Grad Celsius. Worauf es beruht, daß nicht, wie man doch annehmen sollte, eine noch kühlere Temperatur in dieser Beziehung am vorteilhaftesten wirkt, ist wissenschaftlich noch nicht aufgeklärt. Namentlich Kaffee von ungefähr 15 Grad Celsius ist ein durstlöschendes Getränk, welchem kein andres mit Rücksicht auf Wirkung und Dauer gleichkommt. Entschieden zu kalt werden sehr oft Bier und kohlensäurehaltiges Wasser genossen. Bier wird bisweilen noch mit 5 Grad Celsius verschänkt, weil es selbst in fast verdorbenem Zustande, bei einer so niedrigen Temperatur doch noch wohlschmeckend erscheint. Namentlich groß aber ist der schädigende Einfluß, welchen eiskaltes Sodawasser ausübt, wie es zur heißen Jahreszeit in den Hallen an den Straßen verkauft wird. Schweigend, in brennender Sonnentat stellen sich da die Leute hin, um in aller Eile ein Glas eiskaltes Wasser hinunterzuschütten. Mit Recht hat daher im Jahre 1892 das preussische Ministerium der Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten eine Verfügung erlassen, welche auf die Schädlichkeit des kalten Wassers aufmerksam macht. In dieser Verfügung wird hervorgehoben, daß die auf den Straßen feilgehaltenen Mineralwässer an die Abnehmer stets eiskalt verabreicht werden und daß der Genuß so kalten Wassers, der schon in normalen Zeiten leicht erste Verdauungsstörungen nach sich ziehe, bei Drohen von Cholera die Reigung zu derartigen Erkrankungen fördere. Die Regierungspräsidenten werden deshalb ersucht, die Verkäufer von Mineralwässern im Ausschank anzuweisen, das Getränk fernerhin, gleichviel, ob Cholera droht oder nicht, nur in einem der Trinkwassertemperatur entsprechenden Wärmegrade von mindestens 10 Grad Celsius abzugeben, und das Publikum vor dem Genuß eiskalter Getränke überhaupt, insbesondere aber Mineralwässer zu warnen.

Die wohlgemeinte Warnung, „nicht zu kalt und nicht zu heiß essen oder trinken“, enthält also in dieser allgemeinen Fassung wenig praktische Weisheit. Es muß sich vielmehr die Temperatur der verschiedenen Speisen und Getränke stets nach dem Zweck richten, welchen man durch ihren Genuß — selbstverständlich

außer der Ernährung — erreichen will, das heißt ob sie erwärmen oder abkühlen sollen. Nähert sich aber ihre Temperatur den äußersten zulässigen Grenzen der Kälte oder Wärme, so muß man sehr vorsichtig sein und stets nur kleine Mengen in gehörigen Zwischenpausen zu sich nehmen.

## Thomas und der Herr.

Der Jünger Thomas im Himmelsaal,  
Der strich seinen Bart unzähligmal;  
Er hatte in mancher langen Nacht  
Einen neuen Gedanken sich ausgedacht.  
Doch neue Gedanken sind oft gar schwer,  
Die spuken im Kopfe wohl kreuz und quer,  
Rumoren herum viel Tage und Wochen,  
Bis man sie endlich hat ausgesprochen.

Und um zu entrinnen weiterer Pein,  
Und um seines Zweifels ledig zu sein,  
Wollte es Thomas kühnlich jetzt wagen,  
Gott selbst seinen neuen Gedanken zu sagen.  
Dum schritt er ins hellste Himmelslicht  
Und schnitt ein verzweifelt bedenklich Gesicht,  
Neigte sich dreimal und stand dann verlegen  
Und wußte die Zunge so recht nicht zu regeln.

Gott Vater sah ihn begütigend an:  
„Thomas, so komm doch näher heran!  
Thust ja, als seist du in Nesseln gefallen,  
Laß deine Rede nur ruhig erschallen,  
Sprich, was dich peinigt, vertraulich jetzt aus;  
Bist ja im Himmel längst schon zu Haus!“

Thomas wurde verlegen und rot,  
Als ihm der Herr so zu reden gebot,  
Schaute Gott Vater recht demütig an,  
Hustete, lächelte, seufzte und begann:  
„Himmelscher Vater! Nimm deinen Knecht,  
Nimm seine Rede nicht krumm und nicht schlecht.  
Vater, ich habe mich unterfangen,  
Neuen Gedanken anzuhängen,  
Neuen Gedanken, die mich erschrecken,  
Die ich vertraulich dir all will entdecken.  
Dein ist das Reich und dein ist die Macht,  
Prüfe und richte, ob recht ich gedacht.“

„Also . . . du weißt ja . . . Was wollt' ich doch sagen?  
Hör meine Rede und dann laß mich fragen.“

„Wo du allgütig hebst deine Hand,  
Hat sich zum Besten alles gewandt,  
Wo du auch wandelst: auf all deinen Wegen  
Tritt uns die Gnade und Liebe entgegen;  
Doch da siehst mir bedrückend jüngst ein,  
Daß du nicht stets auf Erden kamst sein,  
So nur erklär' ich mir richtig und recht,  
Daß deine Menschen noch immer so schlecht,  
Daß die Gebote sie gar nicht erfassen,  
Daß sie noch immer vom Bösen nicht lassen,  
Daß sie vergessen Pflicht und Gebet,  
Daß drunter und drüber auf Erden es geht.  
Kurz denn: das Maß ihrer Sünden ist voll,  
Da sie's doch treiben zu bunt und zu toll!  
Vater, drum schick mich mit einigen Knechten  
Schnell auf die Erde, zu sehn nach dem Rechten.  
Petrus, mein Freund, begreiflicherweise,  
Machte sich gerne mit mir auf die Reise,  
Ordnung zu schaffen da unten einmal,  
Während du thronest im himmlischen Saal.“

„Bist du zu Ende, Getreuer mein?“  
Fragte Gott Vater und lächelte fein.  
„Thomas, Thomas, du bist nicht klug!  
Als meinen Sohn die Erde noch trug,  
Mußten dich ängstliche Zweifel schon streifen,  
Bis du die Wahrheit mit Händen thätst greifen.  
Wäre dein Herz nicht so lauter gewesen,  
Thomas, ich hätt' dich nicht auserlesen;  
Denn mit dem Herzen und nicht mit der Hand  
Wird die unsrerbliche Wahrheit erkannt.  
Aber was du soeben gesagt,  
Thomas, das hat mir gar nicht behagt!  
Kommt es dir immer noch nicht in den Sinn,  
Daß ich allgegenwärtig bin?  
Ist auch unendlich mein ewig's Reich:  
Himmel und Erde sehn mich zugleich.  
Wär's aber wirklich, wie blöde du gedacht,  
Thomas, des Rates hätt' ich gelacht,  
Den du gegeben, vom Erdsstaub geblendet,  
Immer nach unten die Blicke gewendet!  
Petrus gar soll ich zur Erde senden?  
Trug der doch immer das Schwert in den Händen!  
War der doch immer in früheren Tagen  
Gleich bei der Hand, mit dem Schwert dreinzuschlagen!  
Thomas, hast du denn gar nicht bedacht,  
Daß ich auf Erden nur Menschen gemacht?“

Menschen, die irrend und strauchelnd vielleicht,  
Mühsam die sonnige Höhe erreicht,  
Während die Engel in fröhlichem Flug  
Aufwärts ein himmlischer Fittich trug?  
Irdische Freuden und irdische Qual,  
Thomas, sage doch ehrlich einmal,  
Kann die ein Himmlischer wirklich verstehen,  
Der mir schon lange ins Äußerste gesehn?  
Thomas: das Jauchzen, das Hoffen und Weinen,  
Dum sich die Kinder der Erde vereinen,  
Ihr, die gestanden im Himmelslicht,  
Thomas, das alles versteht ihr nicht!  
Habt ihr denn gar nicht das eine bedacht,  
Daß ich die Menschen aus Staub nur gemacht?  
Flügel hab' ich da unten im Leben  
Keinem von meinen Kindern gegeben;  
Menschlich mögen sie irren und siegen,  
Bis sie im Tode erlernen das Fliegen,  
Bis die Sehnsucht in kühnem Flug  
Aufwärts in meine Arme sie trug.  
Anderer der Himmel und anders die Erde;  
Lämmer sind's alle von einer Herde.  
Thomas, laß mir die Menschen in Ruh;  
Lieb sind sie alle, so gut mir wie du!  
Freu dich nur stille zu dieser Frist,  
Daß du schon glücklich im Himmel bist.  
Nicht nach unten: blicke nach oben,  
Thomas, dann will ich dich ferner loben.  
Eines aber sollst du noch wissen:  
Hätt' von der Erde ich los mich gerissen,  
Könnt' ich auf Erden wirklich nicht sein,  
Wüßte ich doch Rat für die bittere Pein:  
Dahin, wo nimmer mein Schatten fällt,  
Hätt' eine Mutter ich hingestellt;  
Denn wo treu eine Mutter steht,  
Wo für ihr Kind sie zum Himmel steht,  
Wo eine Mutter thut beten und hoffen,  
Thomas, da steht der Himmel offen!“

Dans Eschelbach.

## Spandau in alter und neuer Zeit.

Mit 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Sella & Kunze, Hofphotographen in Spandau.

Sie ist besser als ihr Ruf! Dieser wohlgemeinte, verständlich klingende Ausspruch, der sehr oft auf Menschen und Dinge zutrifft, über die aus irgend einem Anlaß eine schlechte Meinung verbreitet ist, darf in vollem Umfange auf die alte Havelstadt Spandau angewendet werden. Doch halt! Festung? Damit ist es ja wohl vorbei. In der That ist Spandau, bisher eine Festung ersten Ranges, seit vier Monaten nicht mehr als fester Platz im Sinne einer kriegerischen Verteidigung zu betrachten, nachdem der Kaiser den Kriegsminister von Goßler ermächtigt



Bronze-Statue Joachims II., Kurfürsten von Brandenburg.

hat, mit der Stadtverwaltung wegen Verkaufes des Festungsgeländes in Unterhandlung zu treten. Mit einem Wort also: Spandau wird geschliffen!

Die Bedeutung dieser Thatfache kann nur der ermessen, welcher aus eigener Erfahrung weiß, wie drückend der Festungsgürtel für ein aufstrebendes Gemeinwesen ist. Und in diesen Fesseln hat Spandau Jahrhunderte schmachten müssen. Da ist es denn begreiflich, daß es dieser Stadt unjählich schwer, zuweilen





Bahnhof.



Citadelle mit Juliusturm.



Neues kaiserliches Krankenhaus in der Cronenburger Vorstadt.



Lindenufer.



Alte Charlottenbrücke mit Thor und Turm im Jahre 1880.



Neue Charlottenbrücke mit Lindenufer im Jahre 1898.

Zum Artikel:

Spandau in alter und neuer Zeit.



sogar unmöglich sein mußte, normal in ihrem Wachstum zu bleiben. Und so hat sich denn auch Spandau, als organischer Körper gedacht, ganz unregelmäßig entwickelt. In der Mitte eine kompakte Masse teils enger, winkliger Straßen mit gedrängter Bebauung, diese Altstadt, eingegrenzt von Wällen, Mauern, Gräben, umgeben von einem 500 bis 800 Meter breiten Landstreifen, auf dem sich, gemäß den unerbittlichen Bestimmungen über die Festungen, nur vereinzelte kleine Gebäude aus Holz, sogenannte Wächterhütten, erheben, und dahinter von

gleichzeitig auch die Bebauung auf dem bisher dem Rayongehet unterworfenen Gelände gestattet, und wie im Norden, so wird sich bald im Süden der Altstadt ein neuer, großartiger Stadtteil erheben.

Wodurch hat Spandau es nun verschuldet, daß man außerhalb vielfach mit Geringschätzung von ihm spricht? Eine erschöpfende Antwort vermag hierauf sicherlich niemand zu erteilen. Diese Stadt als Festung hatte, wie andere feste Plätze, öfters den zweifelhaften Vorzug, zum unwilligen Aufenthalt für „Staatsverbrecher“ auserkoren zu werden; berühmte und unberühmte Persönlichkeiten haben nach ihrer Verurteilung hier gezwungen ihren Wohnsitz nehmen müssen, und da die feste Spandau in früheren Zeiten als besonders sicher galt, so war es natürlich, daß die Unglücklichen, die sich vergangen hatten, auf die Festung Spandau kamen. Auf diesen Umstand ist wohl zum meisten die vorgefaßte schlechte Meinung zurückzuführen, die nicht allein im engeren Vaterlande Preußen, sondern weit darüber hinaus über Spandau sich verbreitet hat. „Du kommst nach Spandau!“ Diese Worte erhielten bald den Charakter einer Drohung, und es grüßte ängstliche Gemüter, wenn sie von Spandau hörten. Um das Maß des Unangenehmen voll zu machen, besaß Spandau, wie heute noch viele andere Städte, auch ein Zuchthaus, an das sich ebenfalls mancherlei historisch nicht unbedeutende Erinnerungen knüpfen; es sei davon nur erwähnt die Straßzeit Gottfried Kinkels und seine durch Karl Schurz, den jetzigen amerikanischen Staatsmann, mit Hilfe Spandauer Bürger 1850 erfolgte Befreiung. Seit einem Menschenalter besteht das Zuchthaus nicht mehr; es wurde in eine Kaserne umgewandelt, und jetzt ist es längst vom Erdboden verschwunden, und moderne Prachtbauten beginnen sich auf dem Gelände, das mitten in der Altstadt

belegen ist, zu erheben. Auch sonst wird schon seit Jahrzehnten kein „Staatsverbrecher“ mehr nach Spandau geschickt; die zu deren Internierung in der Citadelle verwendeten Unterlunftsräume sind andern Zwecken dienstbar gemacht, und es ist weit außerhalb der Stadt eine Militärstrafanstalt lediglich zur Aufnahme der gewöhnlichen Uebelthäter aus der Armee errichtet worden. Von den früheren Schrecknissen, die Spandau anhafteten, ist also nichts mehr vorhanden.

Die alte märkische Festungsstadt, die jetzt vor einer neuen Entwicklungsperiode steht, hat schon längst begonnen, die häßlichen Ueberbleibsel aus früheren Zeiten zu beseitigen und ein völlig modernes Gewand anzulegen. Sie ist darin, gedrängt durch das Vorbild von Berlin und Charlottenburg, zahlreichen andern Provinzstädten von gleicher Größe weit vorausgeeilt. Allgemeine unterirdische Kanalisation mit rationeller Fäkalienbeseitigung, vollständige Wasserversorgung, elektrische Beleuchtung in verschiedenen Straßen, elektrische Straßenbahn, ein als Musteranstalt weit und breit geltendes Krankenhaus, Schulhäuser im Berliner Vauhil — alles dies verleiht der Stadt ein völlig modernes Aussehen, und nur die heute noch

vorhandenen, indes dem Untergang verfallenen Festungswerke mit den engen Durchgangsthoren und eine Anzahl antiker Häuser der Altstadt erinnern noch an vergangene Zeiten. Auch das überausene Straßenpflaster aus früheren Zeiten verschwindet jetzt binnen kurzem; mit einem Kostenaufwand von zwei Millionen Mark wird in allen Hauptstraßen und Verkehrsreichen Nebenstraßen neues, vierreihiges Reihenspflaster gelegt; der Anfang damit ist bereits gemacht.

Hony soit qui mal y pense! Diese Devise, welche auf dem Wappenschild am Eingangsthor der Spandauer Citadelle zu lesen ist, mögen alle die beherzigen, welche über Spandau ein falsches Urteil abgeben wollen. Diese Citadelle übrigens, ein imposantes Stück der alten Festung, das auch in Zukunft erhalten bleiben wird und für jeden Fremden eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bildet, birgt ein wertvolles Kleinod des Deutschen Reiches mitten in ihren Wällen und Mauern: den berühmten Juliusturm mit dem 120 Millionen Mark in geringstem Golde betragenden Kriegsschatz. Auf den Besitz dieses Schatzes ist jeder Spandauer nicht wenig stolz; er ist auch mit die Ursache, daß der Ruf dieser Stadt bis in die entferntesten Lande gedrungen ist. Wie dieser Juliusturm, so hatten Spandau noch andre Eigentümlichkeiten an, deren es sich nicht entäußern kann und die es auch als integrierende Bestandteile seines Daseins behalten will; das ist der Charakter als Militär- und Industriestadt.



Havelstraße (Altstadt).

neuem eine Bebauung, die strahlenförmig nach den verschiedenen Himmelsrichtungen ausläuft — so sah Spandau noch vor zwanzig Jahren aus. Dann änderte sich das Bild auf der einen Seite der Stadt. Die Bevölkerung war infolge der Ansiedlung großer Militärwerkstätten stark gewachsen, und der kleine Körper Spandau, als Familie gedacht, konnte keine immer zahlreicher werdenden Angehörigen nicht mehr ordentlich unterbringen, denn die Bebauung an der Peripherie hatte auch ihre Grenzen, weil mit der großen Entfernung von den Fabriken die Rentabilität der Häuser — mangels eines Verkehrsmittels — sank, und sich niemand mehr finden wollte, der Reizung hatte, als Hausbesitzer sein Geld einzubüßen. Nunmehr wurde der Schmiederieien, alias Festungsgürtel gelöst und mit Rücksicht auf die stark zunehmende Körpergröße der Stadt erweitert. Mit einem Aufwand von vielen Millionen ließ die Reichsregierung unter Kaiserung der alten Stadtumwallung eine neue, modernere Befestigung bauen, in die nach Norden und Nordwesten zu ein großes Gelände, auf dem bisher Ackerbau getrieben worden war und das nur spärlich gestaute Ansiedlungen aufwies, hineingezogen wurde. Auf diesem Stadtteil entstand nun eine ungeahnte Entwicklung, und dieses Kind, Neustadt genannt, hat die alte Mutter vollkommen in den Schatten gestellt; der neue Stadtbezirk, durchweg aus modernen Bauten bestehend, ist heute an Einwohnerzahl größer als die gesamte Altstadt.

Was so in den letzten zwei Decennien im Norden und Westen geschehen ist, das wird sich nun, nachdem die Entfestigung beschlossen, an der entgegengesetzten Seite wiederholen, denn mit dem Schließen der Wälle wird



Potsdamer Straße (Altstadt).



Lutherische in der Cranienburger Vorstadt.



Cranienburger Vorstadt (Neustadt). Neuenborfer- und Schönwalder-Straszenende.



Für unsere deutsche Armee wird die Stadt immerdar die allergrößte Bedeutung haben; auch nach der Entfestigung wird sie ein Waffenplatz ersten Ranges bleiben, der Ort, wo der hauptsächlichste Bedarf an Waffen und Munition hergestellt und wo die Vorräte zu dem wichtigsten Teil aufbewahrt werden. Fast in jeder Jahreszeit kann man hier sämtliche Truppengattungen vertreten sehen; außer den in Garnison stehenden Truppen — drei Garderegimenten, ein Trainbataillon, ein Pionierbataillon — befinden sich hier dauernd die von verschiedenen Regimentern zu den Militärwerkstätten kommandierten Offiziere; denn die Leitung dieser Fabriken liegt in der Hand von Militärpersonen. Auch die Infanterieschießschule, die Gewehrprüfungskommission, das benachbarte Döberitzer Lager sind dazu angeschlossen. Spandau zu einer Militärstadt par excellence zu machen. Zeitweise bietet die Stadt das Bild eines förmlichen Kriegslagers, insbesondere zur Zeit der Truppendurchzüge nach dem Döberitzer Übungsplatz. Tagaus tagein hallt das Straßenpflaster wieder von dem Schritt der marschierenden Truppen, von den Schießplätzen Tegel und Döberitz tönt der Donner der Geschütze, dazwischen dringt das Knattern der Gewehre von den Schießständen der Infanterie an unser Ohr, durch die Straßen rollen die schweren Kanonen und Artilleriefahrzeuge, und endlich erdröhnt das Pflaster unter dem



Denkmal für Kaiser Friedrich III.

tritt der Arbeiterscharen — fürwahr, ein eigenartiges Stadtbild. Die große Bedeutung Spandaus als Waffenplatz tritt jetzt anlässlich der Mobilmachung gegen China ganz besonders stark hervor; von hier aus werden sämtliche Waffen und Munition für das ostasiatische Expeditionskorps entsandt; seit vier Wochen fahren täglich verschiedene schwerbeladene Güterzüge mit Kriegsmaterial ab. Die dem charakteristischen Gepräge, das Militär und Industrie der Stadt aufgedrückt haben, entspricht auch die Zusammenfassung der Bevölkerung. Spandau ist von jeher eine Stadt ernster Arbeit; hier ist der Soldat unablässig thätig für seine Ausbildung im Dienste des Vaterlandes, hier arbeitet der Bürger im Bewusstsein seines Angehörigseins für sein Brot, seine Familie, seinen Wohlstand. Mit welchem Erfolge das geschieht, dafür liefert die städtische Sparkasse einen Beweis, an der über zwölf Millionen Mark Spargelder meistens von Arbeitern angelegt sind. Diese mächtig aufstrebende Stadt, die 1875 noch 23 300 Einwohner zählte, hat heute die Ziffer von 70 000 fast erreicht.

Es war keine leichte Arbeit und erforderte allen Eifer und die berufenen Persönlichkeiten, um dies eigenartig zusammengekehrte Gemeinwesen bei der Steuerfreiheit der großen Militärwerkstätten mit circa 12 000 Arbeitern durch alle Klippen hindurch zu bugbieren und ihm zu der heutigen Blüte zu verhelfen. Das Jahrzehnte hindurch von den Vorfahren veräußert worden, das mußte in kaum einem Decennium mit Anspannung aller Kräfte der Bürgerschaft unter dem unversöhnlichen Druck der modernen Zeit nachgeholt werden, und es ist gelungen. Zielbewußt und mit glücklicher Hand hat Oberbürgermeister Rothe, der seit fünfzehn Jahren an der Spitze der städtischen Verwaltung steht, das Stadtbild durch alle Fährnisse geleitet, so daß es, dank auch der vblühenden, unverdrossenen Mitarbeit der aus der Bürgerschaft gewählten Vertreter heute, wo es infolge der bevorstehenden Entfestigung am Vorabend einer bedeutsamen neuen Epoche seiner Entwicklungsgeschichte steht, erstarkt ist und vollkommen befähigt, die zukünftigen Aufgaben, welcher Art sie auch sein mögen, zum weiteren Gedeihen der Stadt, zum Wohl

der Bevölkerung zur Durchführung zu bringen. In dieser Hinsicht ist gerade in neuester Zeit wieder ein wesentlicher Schritt vorwärts gethan. Sechs Industriefirmen, darunter einige von Weltruf (Siemens & Halske, Orenstein & Koppel), haben begonnen, ihre Fabriken aus der Reichshauptstadt nach Spandauer Gebiet zu verlegen. Die Stadt ist somit auf dem besten Wege, ein Industriepark ersten Ranges zu werden. Das charakteristische Gepräge einer Stadt der Arbeit wird dadurch noch weiter vertieft.

Will man die Geschichte Spandaus aber voll und ganz würdigen, dann darf nicht unerwähnt bleiben, daß sie eng verwachsen ist mit derjenigen der Mark Brandenburg und des Königreichs Preußen, sowie des angestammten Herrscherhauses. Ein brandenburgischer Fürst, Markgraf Albrecht der Bär, hat 1175 die Stadt gegründet, und zu allen Zeiten haben die Fürsten aus dem Hohenzollernhause zu ihr in nahen Beziehungen gestanden. Sehr wohlgekannt ist insbesondere Kaiser Friedrich dieser Stadt gewesen, der mit seiner hohen Gewahlin vielfach die zur Stadt gehörige Forst, deren Jagd er gepachtet hatte, besuchte, nicht immer, um der Jagd obzuliegen, sondern um in sächsischer Havelnlandschaft einige Stunden in stiller, beschaulicher Ruhe zuzubringen. Auch der jetzige Kronprinz ist Pächterinhaber der Spandauer Jagd. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, war in Spandau vollständig in hohem Grade, und als der unvergessliche Monarch in dem Jahre schwerster Prüfung unser Volkes, 1898, seine Augen für immer geschlossen hatte, da war es in Spandau der erste Gedanke: unserm Fritz wollen wir ein Denkmal stiften. Und die Ausführung folgte der Idee auf dem Fuße. Am Havelufer in der Altstadt, an derselben Stelle, wo Kaiser Friedrich wenige Tage vor seinem Dahinscheiden angesichts einer nach Tausenden zählenden, wehmützlich gestimmten Volksmenge die Fahrt vom Charlottenburger Schloß nach Schloß Friedrichskron bei Potsdam machte und seinen lieben Spandauern, in der Vorahnung des baldigen Todes, den letzten Abschiedswort wies, da ist ihm ein Standbild aus Erz errichtet worden; in kurzer Zeit hatte die Bürgerschaft die Kosten dafür aufgebracht, und im Beisein des jetzigen Kaisers wurde es enthüllt. Es wird immerdar ein Wahrzeichen sein der unverbrüchlichen Anhänglichkeit und Treue der alten märkischen Stadt Spandau zum Hohenzollernhause.

G. Heller.

## Peter Flott.

Roman

Felix von Stenglin.

10. Die Mäntelnäherin.

Eines Abends kam Lene in sichtbarer Aufregung aus dem Geschäft. Sie war zunächst gar nicht zum Sprechen zu bringen. Endlich aber sprudelte es förmlich aus ihr heraus. „Ein solch erbärmlicher Kerl! Ein solch unverschämter Kerl! Na, die Männer, Herr Flott! Da hat er nun 'ne Frau — und was für eine — zwei Zentner schwer — und erschreckt sich... Es ist nicht zu glauben, dieser elende, alte Kerl! 'ne Gläse und solchen Schmerbauch —, das ist das unverschämteste, das seht allem die Krone auf! Dieser Kerl mit der Gläse und dem Schmerbauch wagt es — und Triefaugen hat er auch noch —, was er sich wohl eigentlich von mir denkt?! Daß ich Geschmack habe, sieht er doch an meinen Hüften...“

„Nun sagen Sie bloß um Gottes willen, Fräulein, was ist Ihnen denn eigentlich passiert?“

„Ach, schweigen Sie! Ihr Männer alle! Sobald man freundlich, ein bißchen zuvorkommend und lustig ist, dann denkt ihr... es ist erbärmlich! Und deshalb gehe ich nicht mehr hin — nein, ich gehe nicht mehr, und wenn ich verhungern sollte! Aber ich werde nicht verhungern! Ich werde mir Privatkunden verschaffen — ein paar hab' ich ja schon, und da werd' ich mich besser stehen als bisher. Sehen Sie, so sind diese Leute! Nehmen unsere Arbeitskraft aus und glauben dann noch, uns tyrannisieren zu können, bloß weil wir arm sind!“ Plötzlich zog Lene das Taschentuch heraus und weinte.

„Weinen Sie nicht, liebes Fräulein, Sie sehen keinen Fuß mehr ins Geschäft, das ist sicher. Und wenn Sie es wollten, — ich würde Sie daran verhindern.“

„Sie?!“ Sie blickte unter Thränen auf.

„Er soll Ihnen seine frechen Anträge nicht mehr machen, nie mehr, das bulde ich nicht! Und das werde ich ihm sagen.“

„Das lassen Sie bleiben, verstehen Sie?“

„Ich werde morgen zu ihm gehen. Ich fühle schon heute, daß meine Hände ungemein locker sitzen.“

„Ach verbiere Ihnen das, verstanden? Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er dann glauben würde, daß — daß Sie und ich — na, Sie wissen schon, was ich meine — er würde über mich höhnen und mich vor den Augen der andern beschimpfen.“

„Das entscheide ich. Ich gehe also nicht. Aber ich mache Ihnen einen andern Vorschlag. Er hat zwar richtig prophezeit, es waren ein paar Regentage, und ich habe alle Hochachtung vor ihm, — aber nun scheint es ja wieder schön zu werden, und da Sie morgen den ersten Tag Ihrer Freiheit genießen, und ich im Interesse meines dichterischen Schaffens dringend einmal wieder einen Tag im Freien zubringen muß, so fordere ich Sie zu einer Landpartie auf.“

„Ach ja!“ jubelte Lene. „Das ist ein herrlicher Gedanke! Ich war so lange nicht draußen! Vielleicht nach Hundelehle, ja? Oder nach Paulsborn!“ Peter drückte Lenes Hand. „Ich freue mich furchtbar darauf!“

Im Thormweg blieb Peter stehen.

„Was haben Sie denn?“ fragte Lene.

„Nur Gute Nacht sagen, ja?“ Er umfaßte sie zart und brückte einen leisen Kuß auf ihre Lippen.

Und schweigend gingen sie nach oben. Als sie sich am andern Morgen im Eisenbahnzug gegenüber saßen, blickte Peter dem jungen Mädchen prüfend in die Augen.

„Was gucken Sie denn so?“

„Ich muß mir's erst einmal ansehen, wie Sie aussehen. All diese Tage, wenn ich Sie nach Hause brachte, war's ja schon dunkel.“

„Na, dann gucken Sie nur, ich halte still.“

„Also braunes, welliges Haar, große braune Augen —“

„Mund groß, Nase gewöhnlich —“

„Ein allerliebste Näschen! Und wenn die Lippen so rot sind und die Zähne so weiß, da kann der Mund schon etwas groß sein —“

„Pfui, Sie sagen, ich hätte einen großen Mund?!“

„Sie haben's ja selbst gesagt!“

„Ja, ich!“

Peter blickte auf den einzigen Insassen, den das Coupé außer ihnen beiden noch hatte. Er seufzte. „Du dumme!“

„Was denn?“

„Der da!“

„Sassen Sie doch den armen Menschen!“

Es war wirklich ein schöner Spätsommertag, und das Pärchen genoß ihn in heiterster Laune. Von Halensee bis Hundelehle wurde zu Fuß gegangen, dort gefrühstückt, Rahn gefahren und dann durch den Sand am Grunewaldsee entlang nach Paulsborn zum Kaffee. Das Mittagessen wurde der Ersparnis halber überschlagen, so wünschte es Lene. Als sich aber gegen Abend doch Hunger einstellte, nötigte Peter so lange, bis Lene ein warmes Abendessen annahm. Ja, sie tranken sogar zusammen eine Flasche Weißwein. Sie wollte sie auf ihr Konto nehmen, aber er litt es nicht.

Der Mond ging über dem Walde auf und schimmerte auf die Fläche des Sees, auf das Dach des alten Jagdschlösses.

Es war natürlich, daß er sie umfaßt hielt, damit sie nicht über die Wurzeln strauchele, und es war natürlich, daß sie hin und wieder den Kopf an ihn lehnte, wenn ein wenig Abspannung sie überkam.

Aber als er sie nun küssen wollte, bog sie den Kopf zurück. Peter wurde eifersüchtig.

„Haben Sie jemand, auf den Sie Rücksicht nehmen müssen?“

Diese Frage ärgerte sie. „Vielleicht!...“ gab sie zurück.

Nun ließ er sie los und blieb stehen. Fragend sah sie ihn an. Und höflich meinte er: „Nennen Sie mir, bitte, seinen Namen, damit ich ihm den Hals umdrehen kann.“

Lene lachte. „Sind Sie komisch! Wenn man sich nicht küssen lassen will, braucht doch nicht solcher Grund zu sein.“

„So mißfalle ich Ihnen ausnehmend?“ Seine Lippen scherzten, aber er sah sie ernst an.

Ganz still im Walde. Mergelich blickte Lene sich um. „Kommen Sie! Es ist graulich hier.“

Eine Weile gingen nun beide still nebeneinander. Da strachelte sie, er sagte zu, hielt sie fest und küßte sie.

Schneller jagte das Blut ihm durch die Adern.

„Meine Königin!“ flüsterte er und küßte sie abermals.

„Ach Sie!“ sagte Lene, schon ein wenig müde. „Nun halten Sie Ihr Versprechen, vernünftig zu sein, doch nicht.“

„Nein, ich breche es mit Bewußtsein. Ich wußte ja nicht, wie sehr ich Sie liebe. Ist auch wirklich kein anderer? ... Ich bitte Sie, Lene, sagen Sie mir die Wahrheit!“

„Würde ich denn sonst —“ Er unterbrach ihre Worte mit heftigen Küßen. — „Ach, sind Sie böse!“ fuhr sie fort. „Und was müssen Sie von mir denken! Ich bin wirklich recht thöricht!“

„Still, Lene, still!“

„Ja, es ist wahr. Was soll das? Morgen ist ja doch alles aus.“

„Warum das, Lene? Warum kann es nicht immer so bleiben?“

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich riesig nüchtern denke.“

„Was soll das nun wieder heißen?“

Nun begann sie plötzlich zu weinen. „Ich will mich nicht wegwerfen!“ sagte sie, sich losmachend.

Peter war einen Augenblick sprachlos.

„Ja, wie verstehen Sie das?“ fragte er dann. Und leise setzte er hinzu: „Wenn Sie wüßten, wie



heilig mir diese Stunde ist! Und werfen Sie sich weg, wenn Sie — mich auch — etwas lieben?" Er trat wieder zu ihr heran, nahm zart ihre Hand in seine beiden Hände und blickte sie liebevoll an.

Nun war sie beruhigter. „Ach, ich wollte Sie ja nicht kränken damit. Aber ich seh' ja, wie's geht. Hat man sich erst eingelassen... Es ist ja das ganz anders bei einem Mädchen wie bei einem Mann... und — und es war immer mein Stolz, daß keiner von mir sagen konnte... und deshalb hab' ich den Kopf hoch getragen bis zu dieser Stunde!"

Er umfaßte sie leise. „Trage ihn hoch, Vene, immer noch. Und wenn du mich nicht magst, will ich dich nicht wieder anrühren. Aber wenn du mich nun doch magst — siehst du, dann wäre es unnatürlich, kalt und stolz zu sein, nicht wahr?"

Statt aller Antwort lehnte sie sich mit tiefem Seufzer an ihn. Und nun drehte er sie sanft an sich. Welche Wonne in diesem leisen, zarten innigen Druck.

„Ich weiß, was du mir schenkst, wenn du mich magst!" fuhr Peter fort. „Und das will ich immer bedenken, nie vergessen!"

Vene hob langsam den Kopf zu ihm empor, die Augen leuchteten, die halb geöffneten Lippen lachten...

Und in stiller, verschwiegener Nacht fanden sich ihre Herzen und Lippen.

Aneinander geschmiegt saßen sie langsam den Heimweg fort. O, wie lange brauchten sie zu dem Wege, und wie viel zu kurz war er ihnen doch!

Peter erzählte von seinem bisherigen Dasein, das trotz all seinem Streben so haltlos gewesen sei. Nun aber erscheine ihm seine Bahn so hell und klar wie niemals. Er sprach auch von dem unmordlichen Leben der letzten Monate in Sittigmanns Gesellschaft; er habe sich noch nicht ganz davon frei zu machen vermocht, seit er sich von jenem getrennt, aber jetzt fürchte er nichts mehr, es werde ihm leicht sein, den letzten Schmutz von sich abzuschütteln. Er ließ es sich gefallen, daß Vene ihn weidlich ausfragte, und bekannte ihr rückhaltlos seine Fehler. Er fühle aber Kraft, sie alle abzulegen, wenn sie seine Hand halte. Und schon aus diesem Grunde müsse sie ihm nun treu bleiben, es sei doch gewiß eine schöne Aufgabe, ein Menschen- und Dichterleben zu retten.

Vene wurde immer schweigsamer. Eine wohlige Mattigkeit nahm nach und nach all ihre Sinne gefangen. Und in der Stadtbahn saß sie still neben Peter, ohne ein Wort zu sprechen. Sie hätte stundenlang so fahren mögen an seiner Seite...

Daheim kam Frau Heferich den beiden in großer Aufregung entgegen. „Ach Gott, ach Gott! Mädchen, was ist hier passiert! Daß du auch fort sein mußt! Solche Angst hab' ich gehabt!"

„Aber Mutter! Was denn?"

„Sehen Sie sich doch erst einmal, Frau Heferich. Betrifft es Sie? Oder wen?"

„Da oben! Die Martha! Er hat sie gestochen!"

„Wer, Mutter?"

„Der Richard, ihr Bräutigam!"

„Gestochen? Das ist ja schrecklich! Erzähle doch, Mutter!"

Und die Mutter erzählte. Der Richard hatte in demselben Geschäft gearbeitet, für das Martha oben in der Giebelwohnung die Mäntel lieferte. Sie waren öfter zusammen „gegangen" und wollten sich später heiraten. Aber als der Chef diese Neigung bemerkte, kündigte er dem jungen Manne die Stellung, weil er selbst ein Auge auf Martha geworfen hatte. Doch sie wollte nichts von ihm wissen. Da entzog er ihr die Arbeit. Die letzte Woche war sehr schwer gewesen, nichts zu essen und die Mutter krank. Armenunterstützung gab's nicht, weil sie noch Sachen in der Wohnung hatten. Richard hatte noch keine Stelle und war selbst in Not. Da, als er heute gekommen war, hatte er Kuchen oben gegeben und Wein für die Mutter und mehrere Kleinigkeiten, die sonst nicht dagewesen waren. Gleich darauf kam Martha. Sofort sah Richard, daß sie neu gekleidet war. Sie wich ihm schen aus, sagte nur leise guten Tag und bat ihn, zu gehen, es müsse aus sein zwischen ihnen. Und was das eigentümliche Wesen der Tochter nicht verriet, das erklärten die scheltenden Worte der Mutter. Da schrie er wie ein Rasender auf das Mädchen ein, zog das Messer heraus und stach sie in die Brust. Sie war gleich darauf tot. Nun der Jammer der Mutter, das Rennen im Hause, die Polizei, — er machte keinen Versuch zu entkommen, ließ sich ruhig festnehmen und abführen...

Vene ging hinauf. Da lag die Kleine im Bett — sechzehn Jahre war sie erst alt — kalt und still, zu Ende der kurze Lebensraum. Diese geschlossenen Augen, wie viel hatten sie wachen müssen in nächtlicher Stunde bei der Arbeit, — diese schmalen Händchen, wie fleißig hatten sie gestickt für so lärglichen Lohn! Was wohl in diesem Herzen vorgegangen war, wie sie wohl gekämpft hatte, die Kleine, ehe sie sich zum Opfer brachte, sich und ihr junges Leben!

Und sie konnte die Thränen nicht meistern, das

blühende Mädchen, dem selbst eben erst der Stern der Liebe so hell geleuchtet hatte...

In Peter garte und wogte es in der nächsten Zeit gar seltsam. Dieser „soziale Stoff", der ihm da geboten war, hatte ihn gepackt, um so mehr, als er in Gedanken Vene an die Stelle des andern Mädchens setzte. Auch nach ihrer jungen Schönheit war man lustern gewesen, der „Brotherr" hatte sich ihr mit verlockenden Anerbietungen genähert. So schmolz das Schicksal dieser beiden Mädchengestalten für Peter in eins zusammen, wenn er am Schreibtisch saß und sein soziales Drama „Die Mäntelnäherin von Berlin" gestaltete.

Mit dem Reichtum seiner Gedanken, mit seiner Arbeitslust durfte er zufrieden sein. Das, was er niederschrieb, entsprach seinen Erwartungen jedoch nicht ganz. Es kam merkwürdigerweise immer etwas andres heraus, als er eigentlich hatte schreiben wollen. Viel reicher hatte ihm alles vorgeschwebt, und es hätte ein Meisterwerk an Ton und Inhalt werden müssen, wenn es ihm so gelungen wäre, wie er's empfunden. Aber das merkte er wohl: es war wesentlich dürrer und nüchterner. Es schien ihm, als ob auf dem Wege vom Kopf zur Feder vielerlei ausgefallen sei, das er nicht hatte halten, nicht gestalten können. Dann wieder sagte er sich, daß er vielleicht doch zu hohe Anforderungen stelle. Er überlas das Geschriebene öfter, und — merkwürdig — jezt fand er es jedesmal besser. Es mußte also doch wohl nicht so schlecht sein.

So vollendete er das Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit und reichte es dem Volkstheater ein.

Und dann wartete er.

Oft stellte er sich die Antwort, die er bekommen würde, vor. Sie enthielt stets die Wendungen, die seinem Selbstgefühl sehr schmeichelten... „Raum an das Leben Ihres Wertes gegangen, vermochte ich nicht wieder davon loszukommen, so tief hat es mich in seinen Bann gezogen durch die Wucht der Handlung und der Sprache..." oder: „Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bühne Ihr hervorragendes Werk anvertraut haben, ein Werk, das — davon bin ich überzeugt — einen Markstein in unsrer dramatischen Literatur bedeutet..."

O, Peter wäre auch mit einer weniger lobhudehnden Antwort zufrieden gewesen! Aber es träumte sich so schön! Und wenn schabete das etwas, wenn er sich derartigen Vorstellungen hingab? Es trug nur dazu bei, sein Streben nach Ruhm und Größe zu stärken, zu befestigen, und das war doch wohl nichts Schlimmes!

Peter verwarf jezt seine früheren Arbeiten mehr oder weniger als unreif. Mit diesem letzten Werk erst glaubte er die rechte Bahn betreten zu haben. Allerdings — sein Höchstes hatte er noch nicht gegeben. Das mußte etwas ganz andres, noch viel Großartigeres werden. Und neue Pläne tauchten vor ihm auf. Und als es ihm gar zu lange dauerte mit der Antwort, begann er ein zweites soziales Schauspiel, das sich mit der Arbeiterfrage befaßte. Die Reihe seiner sozialen Dramen setzte er vorläufig auf sechs fest.

# 11. Eine Sitzung des Vereins „Wehmüt".

In der guten Stube der Frau Malwine Krümelbier hatten sich drei Mitglieder des Vereins „Wehmüt" versammelt. Auf dem Sofa saßen Frau Anna Heferich und Frau Karoline Pappeler, auf einem Stuhl neben der ersteren hatte ein älteres schlankes Fräulein Platz genommen, sie war von vornehmer Geburt, aber verarmt und hieß Julia von Segendorf. Alle drei hatten einen Strickstrumpf vor und bearbeiteten diesen, als ob Leben und Seligkeit davon abhingen.

Frau Heferich, Lenes Mutter, in dunklem Wollkleide, hatte heute ihr bides gehäkeltes Tuch, ohne das sie sich daheim nicht wohlfühlte, abgelegt und trug dafür ihr dünneres, halbseidenes. Zur Pappeler sagte sie, mit bloßem Hals könne sie nicht gehen, da sie dann friere und sofort ihr „Raafsen" im Halbe befaßte.

Frau Karoline Pappeler, wie ihre Freundin von kräftigem Körperbau, aber im Gegensatz zu dieser mit magerem, spitzigem Gesicht, schien sich recht wohl in der Gesellschaft zu fühlen, das sah man an der heiteren Miene und an dem Zucken um den Mund, das bei ihr immer auf gut Wetter hindeutete. Als allein-stehende Witwe führte sie jezt, da die Tochter sich gut verheiratet hatte, ein gemächliches Leben, ließ sich's jeden Tag bei einer andern Familie wohl sein und froh abends dann befriedigt wieder in ihre kleine Behausung.

„Warum nehmen Sie denn Ihren Umhang nicht ab?" sagte Frau Heferich zu dem Fräulein.

Diese, deren rundem, hübschem Gesicht man die fünfzig Jahre nicht ansah, lächelte ein wenig überlegen. „Ich richte mich da ganz nach den Vorschriften der Etikette, liebe Frau Heferich. Es ist nicht fein, gleich abzulegen, wenn man zu einem kurzen Besuche kommt."

„Na, aber die alte seidene Fahne ist doch ja noch mehr modern, Fräulein."

Fräulein von Segendorf glättete ihre zwar alte, aber sauber gehaltene Mantille und erwiderte noch um einen Grad stolzer: „Die Mantille ist genau nach einem Modell gearbeitet, das seinerzeit die Königin-Witwe getragen hat, und schon aus diesem Grunde ist sie mir wert, immerhin ein Andenken an eine hohenzollernsche Königin." Das Fräulein sprach sehr leise, aber in einem fort, ohne Pause zu machen. „Und dann können Sie mir glauben, daß ich ziemlich genau über die Sitten in der feinen Gesellschaft und am Hofe orientiert bin, wenn es auch schon ziemlich lange her ist, daß ich im Schloß empfangen wurde oder im Théâtre paré neben dem französischen Botschafter saß. Mon cher enfant, je vous admire," sagte er zu mir, kurz und gut, dergleichen vergißt sich nicht so leicht, und ich bin noch immer ziemlich au fait..."

Der wahre Grund, weshalb sie ihre Mantille nicht abnahm, war der, daß ihre Taille zu sehr gestift war.

Frau Heferich ließ sich durch abweisende oder belehrende Worte des Fräuleins in der Regel leicht zum Schweigen bringen. Anders die Pappeler. Schon ein paarmal hatte sie angefezt, um die Rede der Segendorf zu unterbrechen, und jezt legte sie denn auch los.

„Na, Fräulein, wissen Sie, mit Ihrer Vornehmheit müssen Sie uns nu noch immer kommen. Wir haben ooch unsern Ehrjeiz, un ich wohne nu seit dreißig Jahre auf'n Hof, da kann ich woll mitreden, was das Hofleben betrifft." Sie lachte selbst über ihren Witz. „Und Sie sitzen hier doch ooch in die gute Stube von 'ne feine un gebildete Frau, un 'ne Schasalong haben Sie nich in Ihre Stube, das soll ja man 'ne Schlafstelle sind, keiner weech es ja, weil Sie keinen die Adresse sagen..."

Das war niederträchtig von der Pappeler, sie an ihre Armut zu erinnern, dachte das Fräulein. Aber sie bezwang sich. Wie sie gerne den Schein der Vornehmheit aufrecht erhielt, so ging sie auch über niedrige Angriffe unter ihr stehender Personen mit Schweigen hinweg. Nur dadurch konnte sie zeigen, daß sie wirklich etwas Besseres war, und ein Vorbild wahrer Bildung und Sittlichkeit sein.

„Na, seh'n Sie," fuhr die Pappeler fort, „wenn Sie ooch 'ne französische Jungfermante gehabt haben und beinah Frau Pastorn geworden wären, wenn er jewollt hätte, badrum steh'n wir doch ebenso hoch wie Sie. In de heutige Zeit da entscheidet Bildung und Jemüt. Da fragen Sie meine Tochter in Frankfurt, die is doch jewiß nu in seine Kreise gekommen, und er is Inschenjühr, aber, so sagt er: Wir leben ins Zeitalter der Veltizitet, und darum —"

„Elektricität," verbesserte das Fräulein.

„Na, wissen Sie, das brauchen Sie mir nich aufzumucken, daß ich 'ne schwere Junge habe un die Wörter manchmal nich so 'rausfrieg', hier können wir doch noch reden, wie uns der Schnabel jewachsen is, nich wahr, Anna?"

„Ja, Karline, da haste recht," erwiderte die Heferich. „Und wollen Frieden und Einigkeit halten unter uns... Sei'n Sie man nich so, Fräulein! Die Frau Krümelbier macht doch alles, was sie kann, und nu locht sie uns wieder den schönen Kaffee —"

„Frau Krümelbier ist meine Freundin," sagte die Segendorf. „Und auch Sie, meine Damen, habe ich durchaus nicht verfehen wollen. Wir sind hier in einem poetischen Verein und haben Pflichten."

Die Pappeler hatte einige Bemerkungen auf der Zunge, aber sie kam nicht zu Wort, denn die Hausfrau und Dichterin trat mit dem Kaffee ein.

Die Geister erheiterten sich mit einem Schlage, während Frau Krümelbier den Tisch deckte. Alles an dieser Frau war kolossal, die Größe und Breite, der Busen, die Gesichtszüge.

„Nun, meine Damen?" sagte sie, indem sie ein möglichst verbindliches Lächeln in ihre Züge zu legen suchte. „Es kommt der Erwecker unsrer Lust, der dampfende Kaffee. Noch nicht verdurftet, meine Damen?"

Die beiden Frauen auf dem Sofa meinten lachend, daß sie allerdings schon sehr starken Kaffeedurst hätten, während das Fräulein fein äußerte: „Der leibliche Genuß, liebe Freundin, soll uns willkommen sein, doch der geistige, den Sie hoffentlich bald folgen lassen, ist noch besser."

Die Dichterin verneigte sich mehrmals leicht nach verschiedenen Seiten, als wenn ihr vor überfülltem Saale Beifall gespendet worden wäre. Dann zog sie ein ziemlich umfangreiches Fest aus der Tasche.

Frau Heferich und Frau Pappeler sahen ein wenig argwöhnisch auf die Papiere. Sie liebten zwar die literarische Unterhaltung, aber nicht im Uebermaß und nicht zur Unzeit.

Die Heferich ließ sich denn auch einige abwehrende Worte entschlüpfen. „Ach nee!" sagte sie. „Wir sind



## Der durchgebrannte Kassierer.

Originalzeichnungen von Max Scholz



Badereise — Bankier fled —  
Kasse auf — Kassierer weg.



Stadtbefehl — Zeitung — Polizei —  
Gatten folgen — nach Widdroy.



Wiedersehen — großer Schreck —  
Trost — schnell baden — Papa fled.



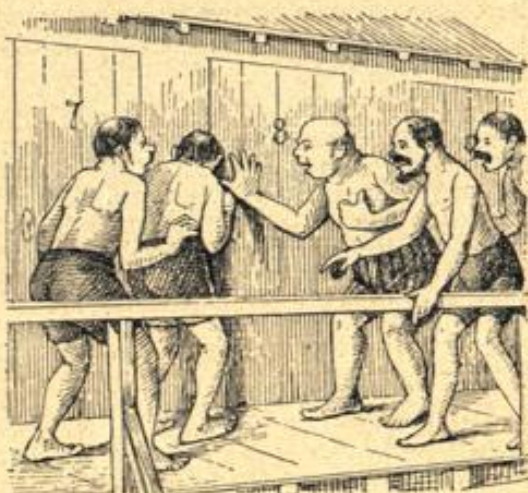
Wellen fühlen — was ist da? —  
Sehr bekannt — Kassierer — oh! —



Ah — Herr fled — was sehe ich —  
Keine Zeit — empfehle mich.



Freiheit — vor Erkommen kumm —  
Nachgerannt mit Publikum.



Fledend Zelle — er ist dein —  
Schloffer holen — haben ihn.



Falsche Zelle — Anzug weit —  
Schnell hinein nur — keine Zeit.



Hinterfenster — Schlosser da —  
Goldne Freiheit — Hopfossa.



Ha — entwischt — durchs Fenster schnelle —  
fled — das ist ja deine Zelle.



Seine Zelle auf — Hurra —  
Der gefloht'ne Kassierer da.



Anzug eng — was kümmert's mich —  
Meine Kasse habe ich.





Leichtes Geseht. Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

Photographie-Vorlag von Franz Hanfstaengl in München.



nu gerade so gemächlich beisammen! Nu erzählen wir uns doch erst 'n bißchen was!"

Abermals ein Lächeln der Dichterin, diesmal etwas weniger freundlich. Sie legte das Heft auf die Kommode und nahm am Kaffeetisch neben der Pappeler und gegenüber der Segendorfer Platz.

Eine wohlige Stimmung kam über die kleine Gesellschaft im Vorgenutz der kommenden Kaffeefreuden. „Aue, und Mohrenköpfe auch noch!" rief die Heflerich hingerissen aus.

„Nun lassen Sie sich nicht nötigen, meine Damen," bemerkte die Wirtin. „Von Literatur allein kann man nicht leben, und auf dem materiellen Genuß erst baut sich der geistige auf."

„Das 's wahr!" sagte die Heflerich eifrig. „Wenn ich satt bin, hör ich's noch mal so gerne."

„Ich bin so frei!" äußerte die Pappeler, die nicht einjah, wozu diese langen Reden dienen sollten, und nahm sich das größte Stück des vor ihr stehenden Kaffeebrotens vom Teller.

Das Fräulein nippte nur am Kaffee und nahm nichts.

„Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein von Segendorfer!" sprach Frau Krümelbier ermunternd.

Das Fräulein zierte sich. „Ach, ich habe eigentlich gar keinen Appetit, liebe Freundin!"

„Sie werden doch meinen eigen gebakenen Kuchen nicht verschmähen?"

„Nun, um es Ihnen nicht abzuschlagen —"

In Wirklichkeit hatte das Fräulein seit heute früh so gut wie nichts gegessen, aber sie wußte sich wunderbar zu bezähmen, und als sie nun den Kuchen langsam zum Munde führte und kleine Stücken davon abbis, sah es wirklich so aus, als wenn es ihr nur auf ein Kosthappchen ankäme. Sie ließ sich auch immer erst wieder nötigen, ehe sie ein neues Stück nahm, kam aber schließlich doch zu ihrem Recht, da die Dichterin ja ihre Schwäche kannte und deshalb in ihren Aufforderungen nicht nachließ.

Inzwischen erklärte Frau Malwine, der es schon zu lange dauerte, daß von ihren Dichtungen nicht gesprochen wurde, sie habe einen neuen Roman vollendet, der eine internationale Bedeutung habe, denn er spiele in Deutschland, auf einem Auswandererschiff, in Frankreich, in Amerika und in Grönland.

In ehrlicher Bewunderung fragte die Heflerich, wie es nur möglich sei, daß sie so etwas schilde, da sie in diesen fremden Ländern doch niemals gewesen sei?

Frau Krümelbier lächelte, und zwar so ausgiebig, daß ihr ganzes gesundes Gebiß sichtbar wurde. „Ich weiß es selbst nicht," erwiderte sie, „wie ich das fertig bringe. Der Geist der Dichtkunst treibt mich an, es niederzuschreiben, und dann kann ich nicht helfen, es steht auf dem Papier."

Frau Heflerich nahm mit grazioser Handbewegung noch einen Mohrenkopf und bemerkte: „Ach, unsre Jeschichte in der Zeitung, Frau Krümelbier, die wird doch jetzt zu schön." Dann wandte sie sich zu ihrer Nachbarin. „Nu haben sie den Schuldigen, Karlina, weißt du? ... Der inebrochen war in der Hochzeitsnacht von den alten Frauen —"

„Sag es nicht, Anna, das muß ich selber lesen!"

„Romane," warf jetzt das Fräulein mit ihrer zarten Stimme ein, „sind weniger nach meinem Geschmack, weil das Weltliche zu sehr betont wird. Der Name Roman kommt ja auch aus dem Französischen, wie Sie vielleicht wissen werden, und es fanden die leichten Sitten der Franzosen schon frühe in dieser Art von Dichtungen ihren Ausdruck. So sehr ich die Sprache liebe, die bei meinen Eltern täglich — abwechselnd mit dem Englischen — gesprochen wurde, so sehr verabscheue ich gewisse Tüde und Sittenlosigkeit. Ich verdanke es zwar unsrer verehrten Freundin nicht, wenn sie das schafft, wozu ihr Genie sie treibt, aber lieber höre ich ihre schönen Gedichte —" Das Fräulein machte eine huldvolle Handbewegung über den Tisch hinüber — „les poésies de Madame!"

Frau Malwine Krümelbier erhob sich ein wenig und verneigte sich abermals nach allen Seiten.

„Wenn die Romane schön sind," sprach nun Frau Pappeler, „kann sie auch 'n sittlich gesinnter Mensch mit juten Gewissen lesen. Natürlich muß alles jut zu Ende gehen, daß jeder sieht: die Gerechtigkeit bricht sich Bahn, un das Laster wird bestraft. Aber wie sie jetzt manchmal schreiben, wo ganz jute Menschen umkommen —"

„Ja," fiel die Heflerich ein, „und die Jeschichte mit einmal aus is un jar kein Ende nich, man weech nich, wie allens noch wird, ob se sich heiraten und ob se Kinder kriegen, das ärjert mir immer am meisten."

Die Dichterin erhob sich in ihrer ganzen Größe, klopfte mit dem Theelöffel an ihre Kaffeetasse und begann mit eindringlicher Stimme: „Meine Damen, wir alle, die wir hier versammelt sind, verurteilen wohl einstimmig diese Richtung, ich kann wohl sagen diese Auswüchse der Litteratur."

„Da haben Sie 'n richtiges Wort jesprochen, Frau Krümelbier," warf die Heflerich dazwischen. „Wenn Sie jestatten, nehme ich noch 'n kleines Hapchen, der Kuchen is doch zu schön —"

Die Dichterin würde unter andern Umständen sehr freundlich für dieses Lob quittiert haben, augenblicklich aber störte es sie in ihrer litterarischen Rede, und sie begnügte sich mit einem sehr flüchtigen Dankeslächeln.

„Diese Leute nennen sich Naturalisten," fuhr sie fort, „und behaupten, die Dichtung müsse natürlich sein. Ich will mich kein Loblied singen, aber da giebt meine Erfahrung als gereifte Frau und Schriftstellerin mich doch wohl ein Recht, mitzusprechen. Wozu brauchen wir Natur? Die haben wir ja selbst! Und damit, meine Damen, will ich meine kleine und hoffentlich lehrreiche Ansprache beendet haben!"

Eine höfliche Verneigung, mindestens für hundert Zuhörer berechnet, und Frau Malwine Krümelbier nahm ihren Platz wieder ein.

Lebhafter Beifall wurde ihr gespendet, und ihr Antlitz zeigte jene Befriedigung, die ein glänzender Redner nach den Beifallstürmen einer Volksmenge wohl in seinen Mienen zur Schau trägt.

„Ich war neulich ins Theater," begann nun die Pappeler, die eine kleine Pause im Essen und Trinken hatte eintreten lassen, „lehten Montag — oder war's 'n Dienstag? Das sag' ich mit Unwahrheit — jenu, ich hatt' 'n Billjet zu's Volkstheater, ach, da haben sie aber 'n schreckliches Stück jeeben, von 'n Mohren handelt's, und wie er sein schuldloses Weib umbringt — nee, solche Sachen müssen sie nich spielen —"

„Sie meinen Othello, der Mohr von Venedig, — der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr, der kann nach Hause gehn — allerdings ein sehr schweres Stück," sagte die Dichterin, wobei sie den Mohren aus Schillers „Fiesko" mit „Othello" verwechselte.

„Aber sehr berühmt," bemerkte das Fräulein, die ihren Strickstrumpf schon wieder vorgenommen hatte.

„Das soll berühmt sind?" entgegnete die Pappeler.

„Na, mir kann's nich jefallen, denn der Mann, der das jeschrieben hat, kennt 's Leben nich. Der 's ooch woll so 'n Turaliste oder Turiste, wie die Frau eben sagt. Erstens mal war's furchtbar unwahrscheinlich, daß se 'n richtigen Mohren zum General machen, un denn, daß das jebild'te Mädchen, wo der Vater was Hohes an de Regierung is, und sie kann jenu andre haben, — nimmt sich den Mohren zum Mann. Na, der Vater is ja nu ooch außer sich. Wie se denn antommen auf de Insel, das 's ja sehr schön und ooch einleuchtend — aber fragen muß' er se, ob's wahr is, dot zu machen braucht er se nich, und kommt ja ooch gleich die Wahrheit an den Tag, wenn er man fünf Minuten hätt' warten wollen. Und die jraulichen Augen, die er macht, Anna, das hättste jehn müssen, ich hab' die Nacht kein Auge zuthun können, — ne, da hab' ich richtig mein Jardebengel weggeschnitten, und Pferdebahn ooch noch —"

Frau Heflerich hatte nachdenklich zugehört.

„Weeste, Karlina, so was Romantisches seh' ich doch aber zu jern, hätt'it mir man das Billjet jeben sollen, du hast 'n zu strenges Urteil, Karlina."

„Das hab' ich. Und davor bin ich Berlinerin. Und das Stück soll ja von 'n Engländer sind."

„Es ist ein klassisches Werk," sagte das Fräulein.

„Man muß es gesehen haben," meinte die Krümelbier, „wenn auch nur, um mitreden zu können, denn es gehört zur Litteratur."

Und die Heflerich sehte hinzu: „Allens was recht is, Litteratur is nötig."

„Das weech ich alleine," sehte die Pappeler hinzu, „so unjebildet bin ich nich, wenn wir die Litteratur nich hätten, wär' auch kein Fortschritt. Und wär' woll sehr unhöflich, wenn ich in Jegenwart von 'ne Dichterin das wollte abstreiten, und wo dein Schwiegerjohn doch ooch in das Fach arbeitet —"

„Ach, Schwiegerjohn!" machte die Heflerich ungeduldig. „So weit sind wir doch noch nich. Wovon soll'n se denn leben? Er hat doch nichts, und wenn se wegjht und läßt mir alleine, wovon soll ich denn leben?" Frau Heflerich zog ihr Taschentuch und verzerrte das Gesicht zum Weinen.

„Ach was," meinte die Freundin, „du kommst schon alleine zurecht, und 's is 'n hübscher junger Mann, Frau Krümelbier, na, wir werd'n ja nachher zu sehen kriegen, uf'n Bild sieht er so recht schneidig aus."

„Wenn er man sein Brot hätt'!" sagte Frau Heflerich mit einem Seufzer.

Nun blickte das Fräulein auf. „Haben Sie denn auch seine Gefinnung gepüft?" fragte sie. „Es kommt leider zu oft vor, daß die Paare sich nicht prüfen, ehe sie sich ewig binden. Es haben sogar schon Mörder einen so bezaubernden Eindruk auf junge Mädchen gemacht, daß sie eine leidenschaftliche Liebe entjesselten —"

„Wie in meinem Roman „Der verschollene Sträfling", sagte die Dichterin.

„Jedenfalls," fuhr das Fräulein fort, „werden wir Sie, liebe Frau Heflerich, heute etwas darin unterstützen, seines Geistes Kern zu erkennen. Ich werde ihn auf seinen Gemüts- und Seelenzustand hin prüfen."

„Und wenn es mich gestattet ist," sehte die Dichterin hinzu, „werde ich zu erkennen versuchen, ob er die Befähigung besitzt, den Beruf des Schriftstellers mit Ehren auszufüllen, denn der Beruf ist nicht leicht, das weiß ich aus Erfahrung."

„Ich glaube," sprach die Pappeler, „die Hauptsache is erst mal, ob se sich richtig lieb haben. Na, darin bin ich ja nu jewigt, das kriej' ich sehr schnell 'raus."

Die Strickstrümpfe waren nun alle wieder in Thätigkeit, eine Weile wurde noch hin und her gesprochen über Liebe und Ehe und über die jungen Leute von heutzutage, dann klingelte es draußen, und die Wirtin ging selbst hinaus, um zu öffnen. Es waren Lene und Peter Flott.

(Fortsetzung folgt.)

## Kindes erster Geburtstag.

**N**un ist mit Gott dein erstes Jahr,  
Dein schwerstes, Kind, dahingegangen.  
Wie reich für uns dies erste war  
An schönsten Freuden, stillem Bangen!

Aus seiner Nacht zum Morgenlicht  
Beginnt dein kleiner Geist zu streben;  
Gemach schon durch die Dämmerung bricht  
Der Morgenröte laues Weben.

Nicht mehr gefällt dir's, müßig sein;  
Du möchtest mit den zarten Händen,  
Kieß man dich nur gewähren fein,  
Wohl all und jedes drehn und wenden.

Du schickst dich an, den Lebenspfad  
Mit aller Emsigkeit zu streiten.  
Du eifrig nimmst du diese Chat,  
Wir müssen, Wildfang, dich geleiten.

Wie ist bemüht dein herz'ger Mund,  
Der Worte viele sich zu sammeln!  
Dein kleines Wissen giebt er kund  
Gar drollig durch sein süßes Stammeln.

Du unsre Wonne, unsre Lust,  
Möß' dir dein ew'ger Vater geben,  
Wir wünschen es aus tieffter Brust,  
Ein reines, schaffensfrohes Leben!

Otto Doepfemeier.

## Aufruf!

Die Ermordung unsers Gesandten in Peking, die Niedermetzelung wehrloser Europäer, darunter vieler Deutschen, in China haben uns einen Kampf aufgebrängt, der, von den deutschen Schiffen draußen mannhaft aufgenommen, schon jetzt Tausende unsrer tapferen Seeleute und umfangreiche Streitkräfte des deutschen Heeres nach Ostasien ruft.

Das ganze deutsche Volk begleitet sie mit heißen Segenswünschen und blickt mit Stolz und Bewunderung auf die Wackeren, die im fernen Osten für die Ehre des Vaterlandes ihr Leben einsetzen.

Damit darf es aber nicht genug sein.

Vertikthätige Unterstützung muß den Kämpfenden, ihren Angehörigen und den Hinterbliebenen derer, die auf dem Felde der Ehre fallen, zu teil werden.

Die geordnete Fürsorge des Reichs bedarf der Ergänzung durch eine umfassende Liebeshätigkeit des gesamten Volkes.

Die Unterzeichneten haben sich zu einem Deutschen Hilfskomitee für Ostasien vereinigt, das Hand in Hand mit den Deutschen Vereinen vom Roten Kreuz Mittel für die Zwecke zu sammeln beabsichtigt.

Seine Majestät der Kaiser und König, Allerhöchstdem die Errichtung des Komitees gemeldet worden ist, hat unser Vorhaben freudig zu begrüßen, Ihre Majestät die Kaiserin und Königin auf unsre Bitte das Protektorat zu übernehmen geruht; Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen hat den Ehrenvorsitz unsers Komitees übernommen.

An die opferbereite Gefinnung aller Reichsangehörigen wenden wir uns mit der vertrauensvollen Bitte, uns die Erfüllung der übernommenen Aufgabe durch reichliche Gaben zu ermöglichen.

Im Interesse einer einheitlichen Verwendung und im Einverständnis mit dem Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz sind wir gern bereit, auch Ueberweisungen der an vielen Stellen bereits gebildeten örtlichen Hilfsvereine entgegenzunehmen.

Als Sammelstelle für uns einzutreten sind außer der Reichsbank die Reichsbank-Hauptstellen, die Reichsbankstellen und Reichsbanknebenstellen von dem Herrn Präsidenten des Reichsbankdirektoriums, sowie die sämtlichen Reichspostanstalten (Postämter, Postagenturen und Posthilfsstellen) von dem Herrn Staatssekretär des Reichspostamtes ermächtigt worden. Ferner haben sich zur Uebernahme von Sammelstellen für uns zahlreiche Firmen in allen größeren Städten bereit erklärt.

Das Deutsche Hilfskomitee für Ostasien. Das Präsidium: Herzog von Ratibor, Vorsitzender. Graf von Lerchenfeld-Rösering, Königl. Bayerischer Geandter, 1. Stellvert. Vorsitzender. Dr. P. D. Fischer, Wirtl. Geheimer Rat, 2. Stellvert. Vorsitzender. Emil Seiberg, Generalsekretär.

Das Bureau befindet sich: Berlin, Wilhelmstraße 68.



# Chinesische Totengebräuche.

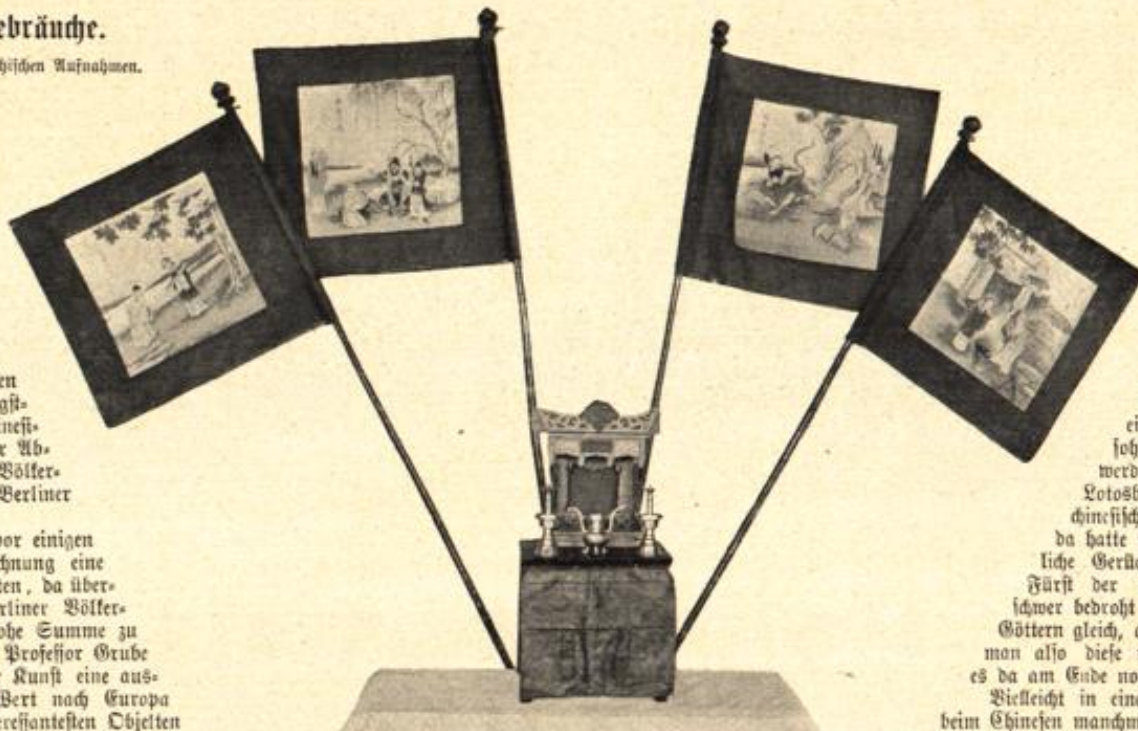
Mit 14 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Bei dem lebhaften, wirtschaftlich wie politisch gleichberechtigten Interesse, das sich neuerdings auf Ostasien und speziell auf China konzentriert, kann es nicht wundernehmen, wenn von allen Seiten Stimmen zur Beurteilung dieses riesigen Reiches und zur Wertung der Eigenschaften und Fähigkeiten seiner Bewohner laut werden.

Einer von den wenigen, denen es bis jetzt gelungen ist, in das ängstlich gewahrte Mysterium der chinesischen Volksseele einzudringen, ist der Abteilungsleiter am Berliner Völkermuseum und Professor an der Berliner Universität Dr. Grube.

Als der gelehrte Forscher sich vor einigen Jahren anschickte, auf eigene Rechnung eine Forschungsreise nach China anzutreten, da übergab ihm die Verwaltung des Berliner Völker Museums eine nicht übermäßig hohe Summe zu Ankäufen für das Museum. Und Professor Grube hat als seiner Kenner chinesischer Kunst eine ausserordentliche Sammlung von hohem Wert nach Europa mit herübergebracht. Zu den interessantesten Objekten dieser Sammlung, die im Museum für Völkerkunde aufgestellt wird, gehören die Gerätschaften und Gegenstände, welche die Chinesen bei ihren Begräbnisfeierlichkeiten benutzen und zum Teil, in äußerst gelungener Papiermachbildung, verbrennen.

Um dem Charakter des Chinesen und seiner Eigenart gerecht zu werden, muß man sich vor Augen halten, daß die Basis, auf der sein ganzes Sittengeheiß sich aufbaut, die Pietät, die Kindesliebe, die Ehrfurcht vor dem Alter ist. Als Grundprinzip der buddhistischen, sowie der taoistischen Religionslehre ist die bis ins Extrem gehende Pietät dem Chinesen eine selbstverständliche



Ein Kichenaltar mit Bannern bildlicher Darstellungen der pietätvollen Kinder.

Also Herr Tscheng ist tot! Schon als sein Ableben in naher Aussicht stand, hatte man die Sterbegewänder bereit gelegt. Sein Kopf war rasiert, das Haar gekämmt, der Kopf schön geflochten und sein Antlitz gewaschen worden.

Vor einem Jahre, zu seinem 59. Geburtstag, hatte ihm sein ältester Sohn, wie es die Pflicht eines guten Kindes, die Totengewänder zum Geschenk gemacht, und nach Brauch und Sitte hatte man dem alten Herrn Tscheng, der dabei furchtbar stöhnte, diese Kleider jetzt auch angezogen. Mit den Stiefeln war es so eine eigne Sache. Es sollten auf die Füllsohlen der Stiefel Lotosblumen gestickt werden, „auf daß er, Göttern gleich, auf Lotosblättern wandelnd, den Kai-Ho (den chinesischen Sturz) überschreiten möge“. Aber da hatte sich nun vor einiger Zeit das schreckliche Gerücht verbreitet, Yen-Lo-Wang, der Fürst der Unterwelt, habe die Abgeschiedenen schwer bedroht und gepeinigt, eben „weil sie, den Göttern gleich, auf Lotosblumen wandelten“. Sollte man also diese reizende Sitte preisgeben? Oder gab es da am Ende noch einen Ausweg?

Vielleicht in einem Wortspiel? Das Wortspiel hat beim Chinesen manchmal eine außerordentlich ernste, schwerwiegende Bedeutung, und die Grenze, wo bei ihm der Scherz aufhört und der bittere Ernst beginnt, läßt sich nicht immer leicht festhalten. Ein Wortspiel also: Mei-Hua heißt die Pfau-Blume. Mei in gleicher Betonung heißt aber auch „nicht vorhanden sein“. Man richte also vor die Lotosblume eine Pfau-Blume.

Man richte also vor die Lotosblume eine Pfau-Blume. Man richte also vor die Lotosblume eine Pfau-Blume.

Man kann über dieses Hilfsmittel verschiedener Ansicht sein, aber Yen-Lo-Wang soll sich dabei beruhigt haben.

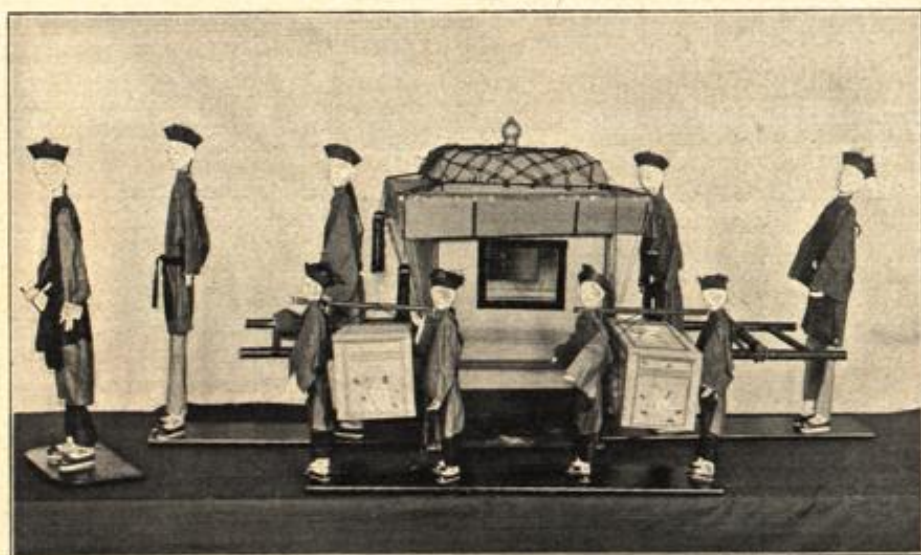
Also der Sterbende Tscheng war angekleidet, Fell und Leder hatte man bei der Totenkleidung natürlich vermieden, auf daß der Tote nicht etwa als Tier wiedergeboren werde. Aber dem Lebenden steht noch eine schwere Anstrengung bevor. Er muß auf das Sterbebett gebracht werden. Es ist dies ein notwendiger Akt der Kindesliebe, denn bliebe er bis zum Tode auf seinem gewöhnlichen, dem sogenannten Ofenbett, so müßte die Seele beim Verlassen des Leibes dieses auf ihrem Rücken mit fortnehmen. Und Kinder, die ihrem Vater solches zumuten, würden der Verachtung aller anheimfallen.

Sobald aber Herr Tscheng tot war, schnitten sich seine nächsten Verwandten ein wenig von ihrem Haar ab und legten es ihm in den Sarg, zum Zeichen, daß sie mit dem Toten wie mit dem Lebenden in inniger Vereinigung zu bleiben wünschten. Auch das rote Päckchen — Theeblätter, die in rotes Papier gewickelt sind — wurde ihm auf die Lippen gelegt. Nun galt es für die Hinterbliebenen, ihre Verwandten und Freunde unverzüglich auf mündlichem Wege von dem Todesfall in Kenntnis zu setzen. Das geschah denn auch, und die Benachrichtigten fanden sich sofort im Trauerhause ein, um das Antlitz des Verstorbenen noch einmal zu sehen und gemeinsam mit den Naheverwandten die Totenklage anzustimmen.

Alle Kondolenten, selbst Kinder, begrüßen die Hinterbliebenen kühnlich — ein Akt der Selbsterniedrigung, der hagen soll, die Angehörigen hätten durch ihre Fahrlässigkeit den Tod verschuldet. Derselbe Gedanke spricht sich auch auf der Todesanzeige aus, auf welcher sich der älteste Sohn mit pu-hiao, das ist „der Pietätslose“, unterzeichnet.

Von nun an giebt es im Hause des Verstorbenen alle Hände voll zu thun, und je reicher die Familie ist, desto umfangreicher gestaltet sich auch der Apparat der Totenfeier.

Raum haben die Nächststehenden und deshalb ersten Kondolenten das Trauerhaus verlassen, so muß der Yin-pang, „Kretzmann“, gerufen werden, der den durchaus nötigen



Sänfte und Träger (beim Begräbnis der Frau verbrannt).

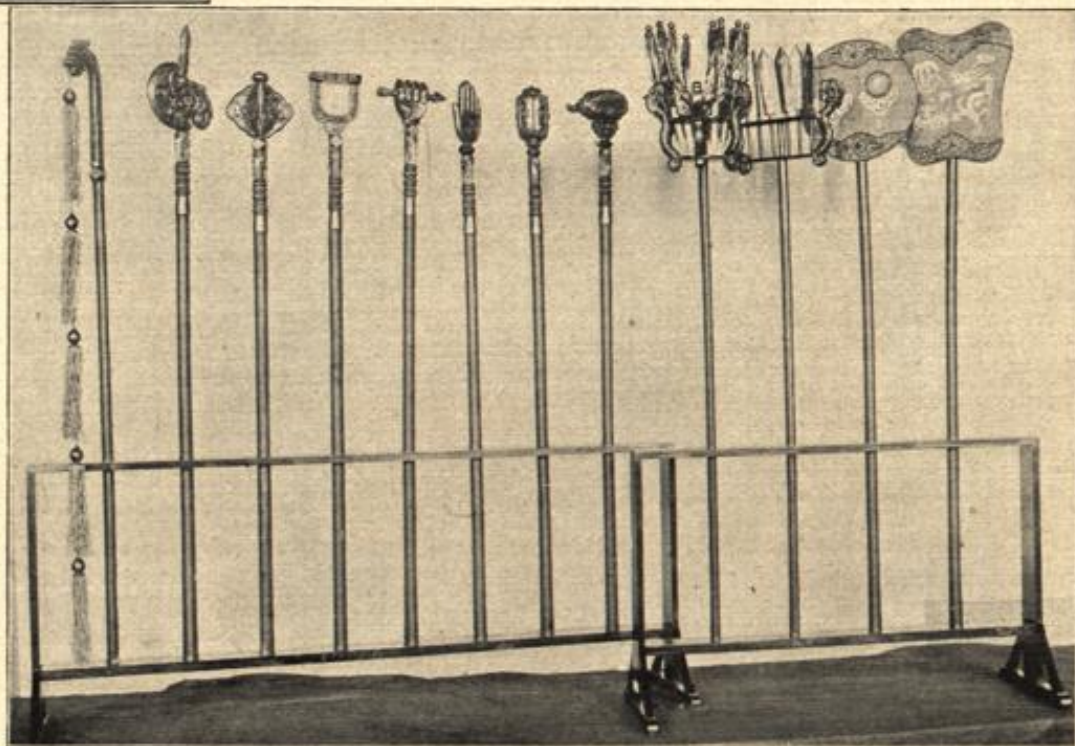
Eigenschaft jedes gesitteten Menschen. Und diese absolute Forderung der Pietät hat allmählich eine gewaltige Menge von Vorschriften, Gebräuchen und Zeremonien gezeitigt.

Als China von der jetzt noch herrschenden Dynastie, den Mandchuren, erobert wurde, brachten diese Völker ihre, die taoistische, Religion mit zu den bisher zu Buddha betenden Chinesen. Der Taoismus, von dem b.hauptet wird, er lehre sich von dem berühmten Philosophen Lao-tse her, der aber in Wirklichkeit nichts anderes als ein auf Aberglauben und greller Geistesfurcht basierender Dämonenkultus ist, vermischte sich naturgemäß sehr bald mit der Religion der Unterworfenen. Zwar bestehen auch heute noch nicht wegzuleugnende Unterschiede zwischen den beiden Religionsformen, aber die Farben und Schattierungen gehen derartig ineinander über, daß es selbst dem Kenner schwer fällt, eine reinliche Scheidung zu veranstalten. Dazu kommt, daß sowohl die Mandchu wie die Chinesen neben ihrer Privatreligion — wenigstens soweit es sich um Leute handelt, die auf ihre Reputation etwas geben! — noch Anhänger des Konfucius sind. Und zwar ist es hier besonders der Ahnenkultus, der mit großer Treue und Hingebung gepflegt wird.

Dieses Religionsgemisch, von der Vorliebe der Chinesen für bunt-schillernde Mythen genährt und erhalten, ist nun natürlich ein äußerst fetter Nährboden für Projektionen, Opferhandlungen, überhaupt für alle kirchlichen Feierlichkeiten, welche mit oft ganz fabelhaftem Schaugepränge verbunden sind. Und was gäbe zu solchen Aufzügen und Zeremonien mehr Veranlassung als der Tod eines Vaters, einer Mutter — mit einem Wort — eines Verwandten, dem jüngere Familienmitglieder die Pflicht haben, ihre kindliche Liebe bis über das Grab hinaus zu beweisen?!

Herr Tscheng ist gestorben!

Herr Tscheng war Mandchu, also ein Mitglied der herrschenden Rasse, und als solcher „Bannermann“. — Bannermann? Jawohl, alle Mandchu sind Bannerleute, das heißt, sie gehören, ob aktiv oder inaktiv, dem Heere an, haben Soldaten-, respektive Offiziersqualität und empfangen in dieser Eigenschaft eine allerdings für gewöhnliche Verhältnisse recht niedrige monatliche Löhnung vom Staate, die sich selbstverständlich erhöht, sobald einer der Bannerleute als aktiver Soldat im Heere steht. Denn im übrigen ist zwischen den Mandchu und Chinesen kein großer Unterschied. Männer und Frauen kleiden sich ziemlich gleich, nur tragen die Mandchufrauen, die bedeutend kräftiger als die Chinesinnen sind, ein andres, von breiter Spange geklammertes und flügelartig vom Kopf absteigendes Chignon als die Chinesinnen. Ferner haben sie unverkrüppelte Füße und sind nicht ganz so ängstlich in ihrer Abschließung von der Außenwelt.



Hellebarden.

Standarten.

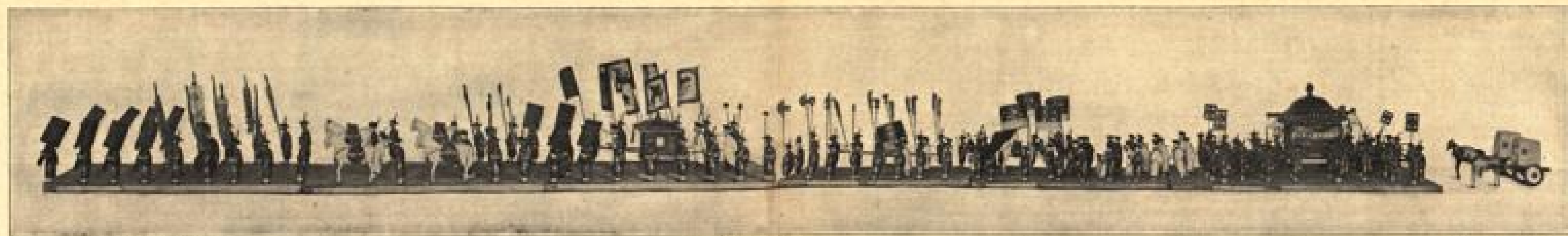
Totenschein auszustellen hat. Bei diesem Totenschein handelt es sich in erster Linie um Feststellung des „Lebensodemus“ und um das, wie und wohin derselbe entflieht. Ist der Tote auf unnatürliche Weise ums Leben gekommen, so hat der Yin-pang den gerichtlichen Leichenbeschauer herbeizuholen, und erst wenn klar erwiesen ist, daß die Familie keine Schuld trifft, darf die Beerdigung stattfinden.

Mit dem Beobachten des entfliehenden Lebensodemus ist es nun wieder so eine eigne Sache.





Ein großer Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Einige der Fahnenstangen.

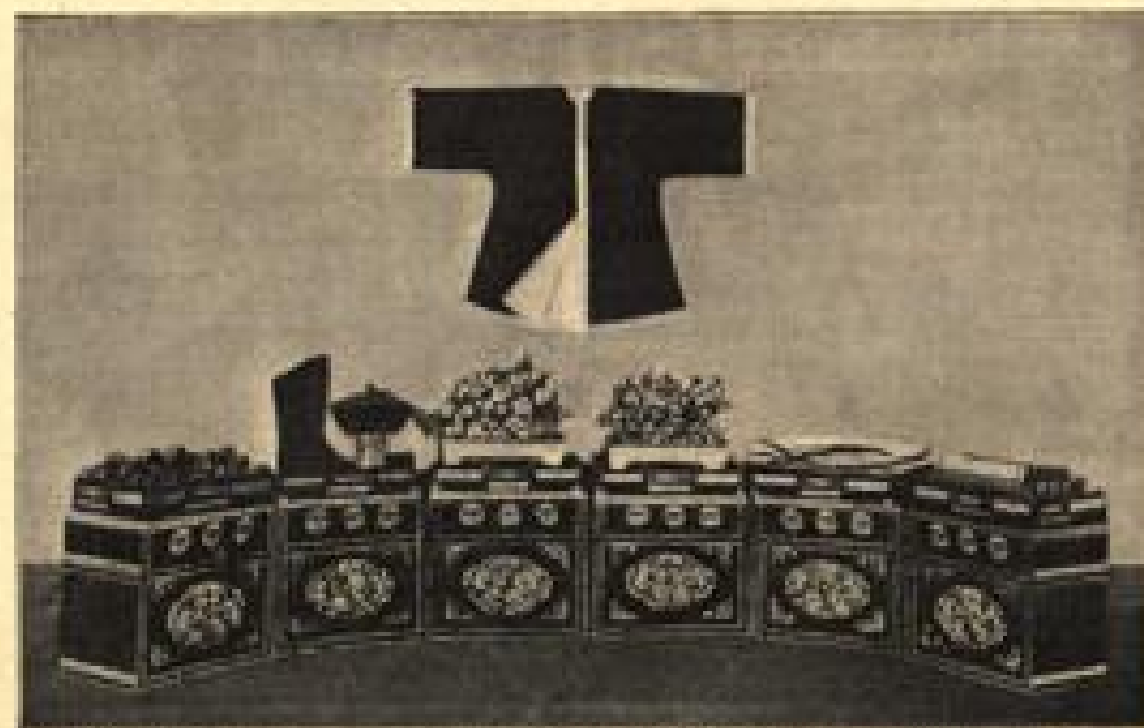
Ein Stab.

Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.

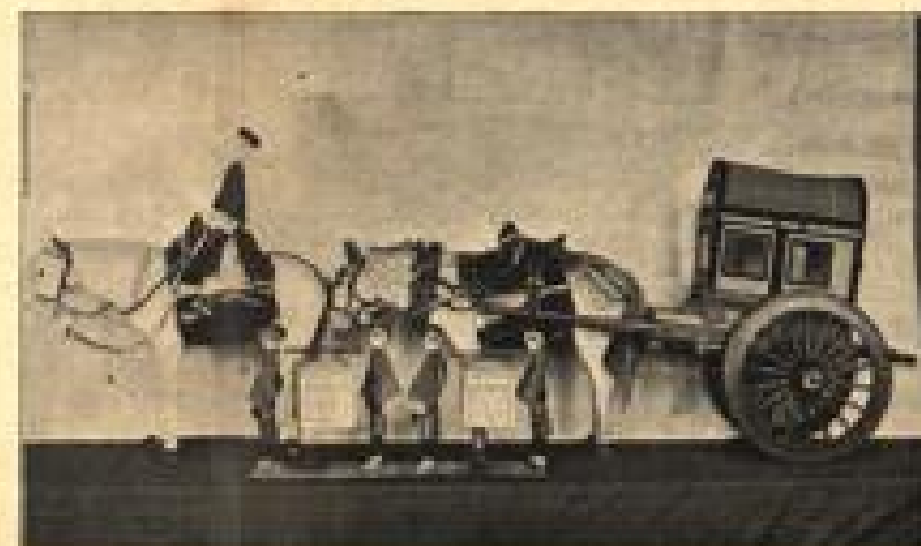
Ein Stab.

Ein Stab.

Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



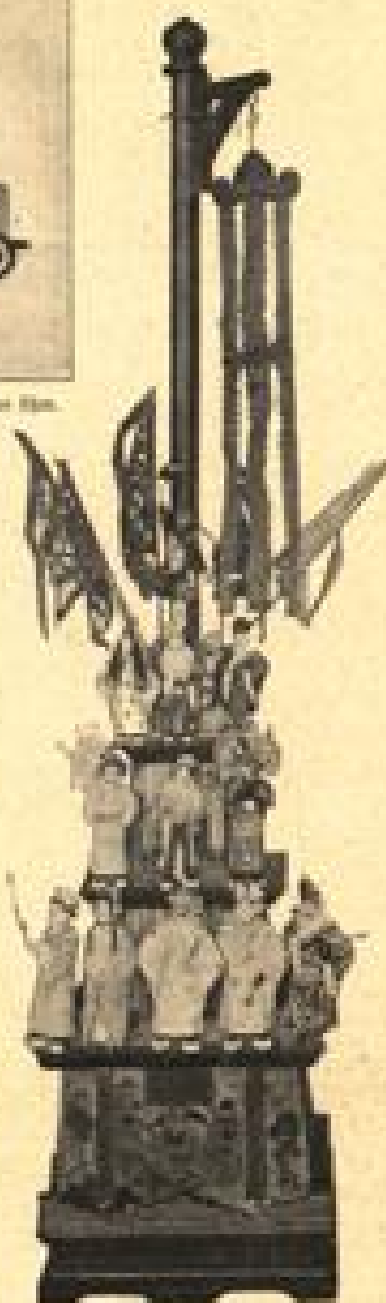
Ein großer Tisch, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



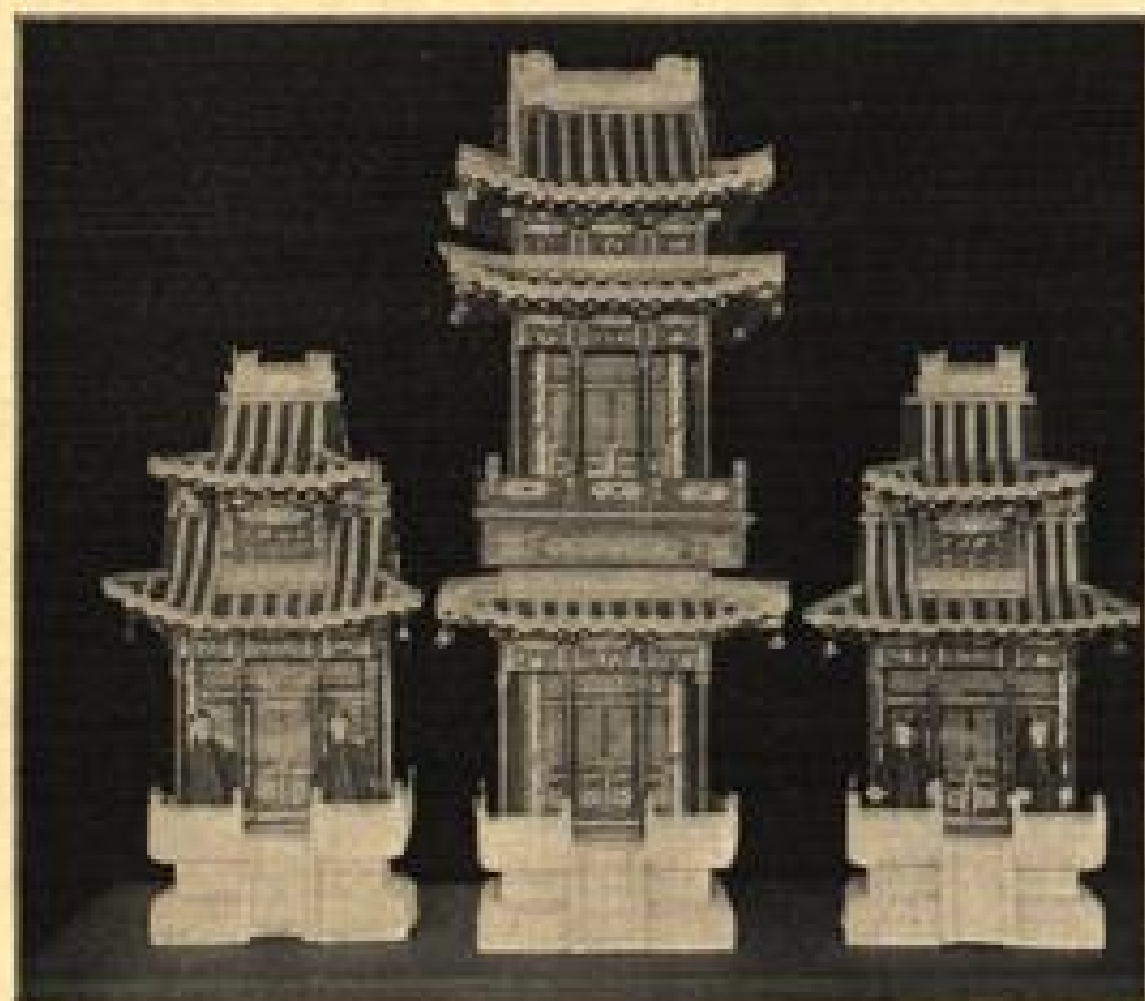
Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Ein Stab, an dem Fahnenstangen befestigt sind.



Denn weit entfernt, diesen Begriff rein geistig aufzufassen, stellt sich der Chinese diesen „Odem“ als dämonisches Ungeheuer vor, das in fünf verschiedenen Farben: weiß, blau, gelb, rot, grün erscheint und das Lebensglück derjenigen zerstört, die ihm etwa begegnen. Deshalb verflucht sich auch die ganze Hausbewohnerschaft ängstlich, sobald es Nacht wird. Nur im Dunkeln nämlich kann der Yang-Ch'i entfliehen; das Böse dabei ist jedoch, daß er sich oft erst am zweiten, ja manchmal erst am dritten Tage davonmacht.

Ist aber der Totenschein in Ordnung, dann begiebt sich der älteste Sohn in eine Druckerie und läßt die Todesanzeige drucken. In dieser müssen aber alle seine Namen und Rangkittel, ebenso aber auch die der Brüder, Söhne und Enkel angegeben sein. Und für die letzteren giebt es nun in diesem Falle ganz feststehende Bezeichnungen. War es der Vater, der starb, so nennt sich der älteste Sohn „der verwaisete Sohn“, bei dem Tode der Mutter heißt's „der trauernde Sohn“. Ist einem Manne die erste Frau gestorben, so ist er der „Gatte“, der für die Dauer eines Jahres Trauerkleidung mit einem Stabe angelegt hat; weil er die „Stäbe“ verloren hat. War es aber schon die zweite Frau, so steht auf der Anzeige: „Ein Gatte, der für die Dauer eines Jahres Trauerkleidung, aber keinen Stab trägt.“

Der Sarg, der von wohlhabenden Leuten meist schon bei Lebzeiten angeschafft wird, pflegt selbst bei der ärmeren Klasse sehr stabil, aus gutem, hartem Holz und wohlgefügt zu sein. Das ist aber auch sehr nötig, denn es dauert oft sehr lange, bis der Nekromant einen von den Einflüssen böser Geister freien und deshalb zum Begräbnisplatz geeigneten Ort gefunden hat; merkwürdigerweise braucht der Yin-hang dazu um so mehr Zeit, je reicher die Familie seines krummen Klienten ist.

Diese Art der Platzfindung für Begräbnisse hat aber noch ganz andre Uebelstände. Sie bewirkt vor allen Dingen, daß das ganze Land ein großer Friedhof ist mit allerdings weit verstreuten Grabstätten. Besonders um die großen Städte herum, zum Beispiel zwischen Tientsin und Peking, gleicht das Land einer großen Graberflut.

Ueberall auf den Feldern und Reisfeldern erheben sich diese haubt gehaltenen, aus Lehm geformten und in konisch spitzer Form zulaufenden Grabhügel, die von einem runden Stein gestützt zu sein pflegen. Ein kleiner, freilebender Rand umgibt diese stets sich mehrenden Hügel, deren Erdreich nie mehr die Frucht des Bodens tragen wird.

Reiche Leute errichten leichte Sommerhäuser auf ihren Grabstätten, in denen sie die Nacht zubringen, wenn sie zum Opfern hinauskommen; denn Peking, sowie die Stadthore der chinesischen Städte überhaupt, werden des Abends um acht Uhr geschlossen. Auch kommt es vor, daß diese Leute ihre kleinen Separatfriedhöfe zu Villagioturen benutzen und den ganzen Sommer bei ihren Toten bleiben. Dort pflanzen sie Bäume, besonders gern Trauerweiden und Birken, und da in Nordchina die Bäume sonst selten sind, kann man beim Anblick einer solchen Baumgruppe fast mit Gewißheit auf das Vorhandensein einer Grabstätte schließen.

Blumen pflanzt man nicht auf die Gräber, ebensowenig wie man den Totenkranz dort kennt. Blumen, die in China überhaupt nicht allzu häufig sind, gelten als ein Schmutz der Lebenden. Frauen und Mädchen schmücken ihr Haar mit der chinesischen Lieblingsblume, der Ähre; doch kennt und schätzt man auch Rosen.

Da aber, wie schon bemerkt, der Nekromant oft lange nach einer passenden Stätte sucht, so bleibt den Chinesen nichts weiter übrig, als ihren Toten einfach in dem mit einer Matte verdeckten Sarg vors Haus, auf den Acker oder aber in einen der vielen Tempel zu stellen. Trotzdem aber soll nach dem übereinstimmenden Zeugnis derer, mit denen ich über diese Einrichtung sprach, von einer Ausdünstung der Leichname absolut nichts zu bemerken sein.

Allerdings wird andererseits behauptet, die Chinesen thäten Rast in den Sarg.

Nun aber wieder zurück zu den Begräbnisfeierlichkeiten, die man gewöhnlich einem der vielen und oft sehr bedeutenden Begräbnisinstitute in Entreprise giebt.

Mit der Einjagung selbst sind besondere Zeremonien nicht verknüpft. Man giebt dem Toten wohl seine Lieblingsgegenstände, bei Frauen vielfach goldene Schmuckstücke, mit ins Grab. Viele aber, die die nicht unbegründete Furcht haben, die in China sehr zahlreichen Diebe könnten durch den blanken Schein angelockt werden, versehen diese Schmuckgegenstände durch Nachahmungen aus Sandelholz.

Ist eine passende Grabstätte gefunden, so bestimmt der Yin-hang mit Hilfe des Kompasses die Lage des Sarges. Der älteste Sohn des Verstorbenen ist dabei und nimmt vermittelt eines Spatens etwas Erde von der bezeichneten Stelle, die er in einem roten Tuche seiner Gattin heimbringt.

Indessen hat man nun zu Hause alles zur Begräbnisfeier fertiggestellt. Dem Toten sind mit nasser Watte die Augen gewaschen worden, damit er in seinem nächsten Dasein gute Sehekräft habe, und der Deckel des Sarges ist geschlossen und mit hölzernen Nägeln festgenagelt worden, während die Leidtragenden weinend den Namen des Verstorbenen rufen.

Der Hof des Trauerhauses hat nun in eine Leichenhalle umgewandelt und diese mit den schönsten seidenen Trauerfahnen geschmückt. Diese Halle, deren oft sogar giebelartiges Dach große Kosten verursacht, schließt sich unmittelbar an die Außenfront des Hauptgemaches an. In der Halle führen Stufen hinauf zu einem Tabernakel, das vorn und an den Seiten von einem Geländer umgeben und von gleicher Höhe mit dem Fußboden des Hauptgemaches ist. Der Sarg wird nun so aufgestellt, daß er zur Hälfte, und zwar mit dem Kopfende im Tabernakel sich befindet, während die andre Hälfte im Hauptgemach des Hauses steht. Im Tabernakel hängt ein weißer, buntgezierter Seidenvorhang, dessen Mittelstück den Sargdeckel berühren muß. Davor aber steht „der Tisch für die abgechiedene Seele“, ein Opferaltar mit allerlei Speisen als Opfergaben. Vor diesem aber steht ein kleiner Libationstisch.

Betrifft nun ein Trauergast die Halle, so läßt ein Gongschläger seinen Klöppel auf das Metall fallen, und ein Lohndiener meldet: „Ein Gast ist gekommen!“

Dann tritt der Kondolent an den Libationstisch und kniet davor nieder. Gleichzeitig läßt sich auch ein Diener neben ihm

auf ein Knie nieder, füllt den Libationsbecher aus dem Weintrug und reicht ihn dem Gaste. Der nimmt den Becher, hebt ihn hoch und gießt den Inhalt ins Opferbeden. Das wiederholt sich dreimal. Und dreimal macht der Trauergast das Rotou, „zufällige Verbengung“, die die Anverwandten des Verstorbenen bei jedem Gaste zu erwidern haben — keine leichte Aufgabe! Jede Libation wird durch den Gongschläger angekündigt, und nach jeder Wiederholung spielen draußen auf dem Hofe die Musikanten.

Dann erfolgt die eigentliche Kondolation, die sich in die stereotypen Formeln kleidet: „Sie haben einen Kummer gehabt?“ — „In der That, mein Los ist bitter.“

Sodann wird seitens des Gastes eine in blaues Papier gewickelte Geldspende überreicht mit den Worten: „Lassen Sie in meinem Namen ein Blatt Opferpapier prägen und verbrennen Sie es.“

Bevor der Gast das Haus verläßt, bietet man ihm Thee an. Auch stehen kleine Tische mit Erfrischungen parat.

Nun aber beginnen erst die Trauerzeremonien, deren erste das Hieh-shan ist. Und zwar zerfällt dieses in das eigentliche Hieh-shan, das Jung-shan und das ven-fou.

An dem auf den Todestag folgenden Tag wird auf der Straße das die Seele begleitende Banner an einer roten Fahnenstange errichtet, und tags darauf beginnt im Hause die vorher geschilderte Libation, indem die Gäste nebenbei noch verschiedene andre Geschenke, wie Opferpapier, Räucherkerzen und so weiter darbringen.

Nachmittags kommen dann die Priester, nehmen im Tabernakel Platz und stimmen ihre Litaneien an.

Des Abends ist die Halle mit farbigen Lampen erleuchtet. Zahlreiche Verwandte und Freunde haben sich eingefunden. Die nächsten Verwandten tragen die weiße Trauertracht, die Gäste nur weißen Hut und weiße Stiefel, doch dürfen in ihrer Toilette die Farben, gelb, rot und grün nicht vertreten sein.

Das nun folgende Jung-shan, das stets, um Feuersgefahr zu verhüten, auf einer breiten Straße celebriert wird, die jedoch nicht weiter als eine Li (ein halber Kilometer) vom Trauerhause entfernt sein darf, beginnt mit der Melbung eines Dieners an die vor dem Sarge niederknienenden Hinterbliebenen: „Die Patres rühren die Trommel!“

Thatsächlich machen denn auch die an der Spitze des Zuges marschierenden Musikanten und die den Kondukt abschließenden und ebenfalls mit Musikinstrumenten versehenen Priester einen gewaltigen Lärm. Der Reihenfolge nach kommen hinter den Musikanten zuerst die Teilnehmer, die nicht im Staatsgewande erschienen sind, und die Minderjährigen, von denen jeder ein Bündel Räucherkerzen in der Hand trägt. Alsdann folgen Diener mit Laternen und zuletzt die Leidtragenden.

Hinter den Priestern mit ihren Instrumenten folgen dann die zur Verbrennung bestimmten Gegenstände. Und zwar handelt es sich hier um ein in offizielles Verbrennen der dem Toten zugehörigen Dinge, die man ihm doch nicht wohl mit ins Grab legen konnte. Beim Toten männlichen Geschlechts kommen hierfür ein mit einem Pferde bespannter Karren — wir würden sagen Droschke —, ferner Pferdetreiber, berittene Diener und vier, sechs oder acht Kisten in Betracht, die von je zwei Trägern an einer Stange getragen werden. Bei Frauen wird die Droschke durch eine von vier Leuten bewegte Sänfte ersetzt.

Sobald sie ins Ziel gekommen sind, knien die Leidtragenden auf mitgebrachten Leinwandpolstern nieder, und die Diener legen die eben gekennzeichneten, aus einem Gerüst von Sorghumstangen (eine massenhafte Getreideart) und Papier bestehenden Figuren und Gegenstände in Brand.

Damit verkündet die Musik, und die Zeremonie ist zu Ende.

Nach einer kurzen Erholungspause celebrieren die Bonzen im Trauerhause eine Totenmesse, welche den Namen Yen-K'ou, das ist „Rammenspeiernder Mund“, führt.

Es bedarf dazu einer aus drei Stodwerken bestehenden hölzernen Pyramide, auf deren Abhängen Gruppen von kleinen, aus Mehlteig geformten Figuren, welche in der Regel Personen aus vollständigen Dramen darstellen, aufgestellt sind. Auf der Spitze der Pyramide, die, von einem Banner überragt, etwa ein Meter hoch ist, sind mit Fingerringen umfetzte Mehlkugeln aufgetürmt. Die Messe besteht nun darin, daß die Priester unter Verlesung des Yen-K'ou Weihwasser sprengen und die Mehlkugeln umherstreuen, als Opfergabe für die Seelen derjenigen, die, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, gestorben sind.

Nach Beendigung dieser Zeremonie verlassen die Bonzen das Trauerhaus, die Diener brechen das Fa-t'ai, die innerhalb der Leichenhalle errichtete Priesterbühne, ab, und die auf der Pyramide aufgestellten Püppchen werden eine Beute der Kinder, die sich ihrer jubelnd bemächtigen und so den Tod vergessen.

Hierher gehört es vielleicht, etwas über den Tod von Kindern zu sagen. Der Chinese hat in dieser Hinsicht eine Auffassung, die, so logisch sie sich mit seiner Pietätsanschauung verbindet, doch unserm Gefühl in hohem Maße zuwiderläuft. Das Ableben eines Kindes erscheint dem Chinesen als ein Akt der Pietätslosigkeit. Das Kind hatte kein Recht zu sterben und so seinen Eltern Schmerz zu bereiten. Deshalb wird das Ableben solch eines kleinen Geschöpfes dort, äußerlich wenigstens, mit voller Gleichgültigkeit aufgenommen, ohne Song und Klang wird es begraben, und der Chinese sagt von einem toten Kinde nicht: „Es ist gestorben“, sondern: „Es ist davongelaufen.“

Die Fortsetzung des bisher beschriebenen ersten Teiles des chinesischen Totenrituals bildet nun das nien-ching, „die Verlesung heiliger Texte“. Zuerst halten buddhistische Bonzen eine Litanei ab, dann kommt eine taoistische Seelenmesse, und bei dem mehrbenannten Herrn Tscheng, der ja ein Vannermann ist, folgt auch noch eine lamaistische Seelenmesse. Solch eine Zeremonie dauert drei bis fünf Tage, bei sehr reichen Leuten aber noch viel länger. Und fortwährend wird musiziert; Gong, Klangbeden, Pauken, oft sogar Holzklappern machen einen ohrenbetäubenden Lärm.

Den Schluß des nien-ching bildet das Jung-sheng, ein abermaliges Autodafé. Und zwar werden diesmal der sogenannte Turm mit den beiden Schachhäusern und die davorstehenden sechs Papiertische verbrannt. Auf diesen Tischen liegen von rechts nach links: Rollen von Seidenstoffen, die Gewänder des Toten, Berge aus Goldpapier, Gebirge aus Silberpapier (beide mit den glückbringenden fünffachen Wolken darüber), der Staats-

hut und die Stiefel und zuletzt auf dem letzten viele Gold- und Silberbarren — alles natürlich in papierener Imitation.

Beim Jung-sheng zündet der älteste Sohn selbst die Gegenstände an, und die Leidtragenden dürfen im Gegensatz zur Feier des Jung-shan nicht wehklagen, weil jetzt die Seele schon auf dem Weg zum Paradies ist.

Es naht sich nun der Tag des Begräbnisses. Die Totenbahre ist auf dem Platz der letzten Verbrennungszeremonie bereits von den Angehörigen besetzt, und etwaige Abänderungen sind getroffen worden. Die letzte Nacht verbringen die Angehörigen schlaflos, knieend und sitzend am Sarge.

In der Frühe des nächsten Morgens, etwa um acht Uhr, beginnt die Ueberführung der Leiche. Das Tabernakel wird fortgedreht. Knaben mit Trommeln, Gong und Pfeisen treten an den Sarg und musizieren. Das ist die „Begrüßung der hingeshiedenen Seele“.

Ist das Trauergefolge beisammen, so tritt der Obmann der Träger, die eine förmliche Gilde bilden, und deren Zahl sich je nach der Rangstufe des Verstorbenen erhöht, mit seinen Leuten an den Sarg und legt die Sargleinen und Tragstangen an. In diesem Augenblick brechen die Leidtragenden noch einmal in lautes Wehklagen aus. Ist aber der Sarg aus dem Hause auf den Hof getragen, so legt der älteste Sohn einen in Papier gehüllten Ziegelstein auf den Sargdeckel und dazwischen Opferpapier, das entzündet wird und in dessen Glut die Leidtragenden weiße, runde Papierblätter flattern lassen. Der Sohn zerschlägt indessen an dem Stein einen irdenen Kaps, zum Zeichen, daß mit dem Toten sein ganzes Haus zerfallen möge.

Die Länge und der Umfang des Leichenkonduktes richtet sich nun wieder ganz nach dem Rang und Ansehen des Heimgegangenen. Dem großen Ehrenbanner folgen Leute mit Standarten, Hellebarden und mit den vierundzwanzig Bannern, welche in bildlichen Darstellungen die aufopfernden Thaten pietätvoller Kinder verherrlichen; ein kaiserlicher Schirm mit einem Drachenkopf auf gekrümmtem Halbe, eine Jagdausrüstung, Reitpferde, Wagen und vieles mehr.

Ganz zuletzt gehen die Verwandten, und zwar die zunächststehenden zu Fuß, die übrigen aber fahren in den kleinen Karrenlasten, Droschken genannt, denen nur chinesische Knochen gewachsen sind. Die Priester können den Zug begleiten, aber es finden keine Zeremonien statt.

Kommt der Zug zu einer Polizeistation, so treten zwei mit Peitschen bewaffnete Polizisten an die Spitze und geleiten den Zug bis zur nächsten Station. Es kommt sogar beim Tode hoher Persönlichkeiten vor, daß an den Polizeistationen Thee für die Leidtragenden bereit gehalten wird — fürwahr, eine loyale Einrichtung!

Bei reichen Leuten, deren Begräbnisplatz weit von ihrem Hause abliegt, werden auch wohl Zelte am Wege errichtet, in denen kleine Kuchentische zur Auffstellung gelangen.

Ist der Zug auf dem Begräbnisplatz angelangt, so nehmen die Standartenträger vor der Gruft Aufstellung, und der Sarg wird, nachdem man von dem ältesten Sohn die Erlaubnis dazu erbitten hat, mit großer Vorsicht rudweise hinabgelent. Nun schüttet der älteste Sohn die heuerzeit im roten Tuch geholtte Erde als erste Scholle in die Grube. Die Totengräber füllen sie ganz an, und es erfolgt abermals ein Transkopier von seiten der Leidtragenden.

Bevor man den Heimgang antritt, bedankt sich der älteste Sohn durch Rotou (Fufall) bei allen Trauergästen.

Herr Tscheng ist also unter der Erde und schläft seinen längsten Schlaf. Aber die Zeremonien gehen weiter bis zum hundertsten Tage nach seinem Tode.

Am sechzigsten Tage überschreitet die Seele Hui-h'o, den Strom, der durch die Unterwelt fließt. Das ist ihr möglich auf einem Schiff oder einer Brücke, und so wird denn am Nachmittage des sechzigsten Tages eine Papiertafel, in der sich Opferpapier mit den aufgeschriebenen Namen des Verstorbenen befindet, pao-fu, auf das Hui-h'o-h'o-nan (papierenes Schiff) gelegt, an das sich zu beiden Seiten je eine aus demselben Material gefertigte Brücke anschließt, und alle drei Gegenstände werden auf offener Straße verbrannt. Das Schiff ist mit Rudern besetzt, am vorderen Ende steht ein Gongschläger. Auf den Brücken stehen je ein Knabe und ein Mädchen mit gelben Fahnen, die die abgechiedene Seele in die Unterwelt geleiten.

Während der Trauerperiode erhalten die chinesischen Beamten Urlaub, und daß ein Trauernder sich von öffentlichen Lustbarkeiten fernhält, ist selbstverständlich.

Chinesen, die fern von ihrer Heimat sterben, werden oft mit unendlichen Kosten als Leiche dorthin zurückgebracht. Während des Transportes setzt man anstatt des Nekromanten einen weißen Hahn im Käfig auf den Sarg.

Und selbst Tote, deren Leichnam nicht vorhanden ist, werden begraben, indem man eine Tafel mit ihrem genauen Rationale und einige Kleider in den Sarg legt. Solche Begräbnisse werden „ein Begräbnis, das die Seele des Verstorbenen herbeiwinkt“, genannt.

Ich bin am Ende. Wenn vielleicht manches von dem hier geschilderten dem europäischen Leser abgemacht und kindisch erscheint, so erlaube ich mir die Bemerkung, daß die Liebe immer schön und heilig ist, auch da noch, wo sie in ihren Neuerungen extrem und schwer verständlich wird.

Gans Hyan.

## Sinnsprüche.

Wenn 't Abend ward,  
Un still de Welt, un still dat Hart;  
Un chr de Stap stummt, un de Nacht,  
Noch eenmal allens länt un locht —  
Dat is so wat vör 't Minshenhart,  
Wenn 't Abend ward.

Th. Storm.

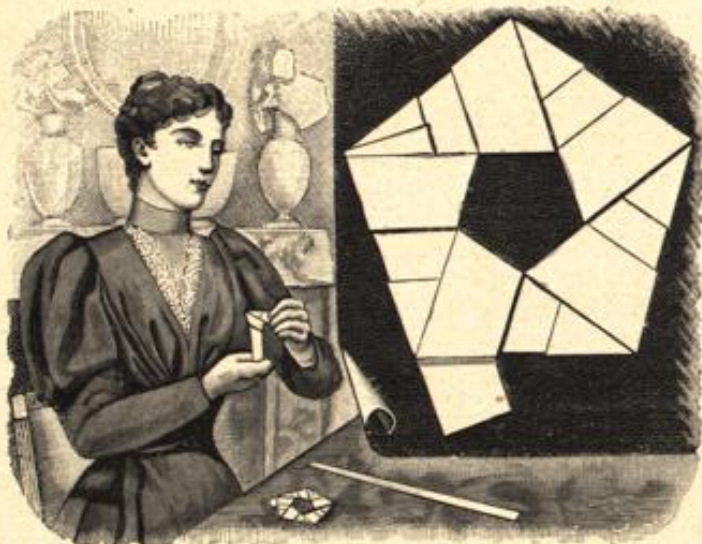
Der Tod, der trennet nicht, der Tod vereint,  
Das Leben ist's, was uns gewaltig trennt.

H. Heine.



### Amüsante Wissenschaft.

**Das siebenfache Fünfeck.** Wir haben früher schon einmal gezeigt, wie man ganz leicht ein regelmäßiges, das heißt ein gleichseitiges Fünfeck mit Winkeln von 72 Grad herstellen kann. Man macht einfach eine Schlinge in einen Papierstreifen und drückt diese flach zusammen. Heute wollen wir zeigen, wie man



Das siebenfache Fünfeck.

aus fünf derartigen Papierfünfecken eine interessante geometrische Figur herstellen kann. Hat man sich die fünf Papierfünfecke in der gewohnten Weise zurecht gemacht, und zwar so, daß aus jeder das Ende der Schlinge etwas hinausragt, so schiebe man sie mit diesem Ende ineinander. Man erhält dann ein siebenfaches Fünfeck, denn die ganze Figur stellt ein Fünfeck dar, ebenso der in der Mitte freigelassene Raum, und das Ganze wird aus fünf Fünfecken gebildet! Jedes der sieben Fünfecke ist dabei ein absolut regelmäßiges!

### Neue Bücher und Schriften.

**Wie pflegen wir unsere Kranken?** Grundriß der Krankenpflege für Schwestern, Pfleger, Pfliegerinnen und Familien von einer Roten Kreuz-Schwester. Mit 7 Abbildungen im Text. Berlin 1900. Verlag von Edwin Glaude. Preis geb. M. 1.50. — Groß ist die Zahl der im Laufe der letzten Jahre erschienenen Schriften, aber nicht viele entsprechen der Forderung, in wenigen Worten und doch eingehend und gemeinverständlich das Notwendige zu geben. In der vorliegenden kleinen Schrift ist die Aufgabe in trefflicher Weise gelöst. Das Kapitel über die Krankenpflege mit vielen Rezepten ist von großem Werte. Wir wünschen dem Buche, das allen am Krankenbett Tätigen die Möglichkeit gewährt, sich schnell und zuverlässig zu orientieren, eine recht weite Verbreitung.

### Allerlei Kurzweil.

#### Worträtsel.

Ein jeder Fechter muß mich kennen,  
Von mancher, die der Kaufmann macht,  
Vermag die Frau sich schwer zu trennen,  
Und doch — des Wortes hat sie acht.

### Silberträtsel.

Die ersten zwei: sie sind zu eigen  
Dem Krieger — wie dem Friedensmann,  
Ein Hängen ist es, und ein Steigen,  
Auch ein Verlieren, dann und wann.

Die zweiten zwei: sie beide dienen  
Sowohl dem Frieden wie dem Krieg,  
Errungen wurde schon mit ihnen  
Manch stille That, man blut'ger Sieg.

Die vier vereint: dienen dem Frieden,  
Bleibt auch ein Krieg es immerfort  
Mit dem, was, falkenlos, gemieden —  
Run nennet mir das ganze Wort!

### Worträtsel.

Mein Wort, getrennt, das ist ein Wort,  
Drauf kannst du ruhig bauen,  
Und kannst so heut, wie immerfort  
Ihm glauben und vertrauen;  
Doch fügen an die Zeichen sich  
Zu einem Rätselworte,  
Dann hätte vor dem Ganzen dich —  
Es führt zu schlimmer Pforte!

### Umstellrätsel.

In nachstehenden Sähen sind für a und b sinn-  
gemäße Wörter zu setzen, die aus den gleichen Buch-  
staben — jedoch verschieden gestellt — bestehen.

1. Im a klagte er ihr sein b.
2. Der Gärtner umwand den a mit zartem b.
3. Die Tante ist gut, sagte a, nur etwas b fehlt noch.
4. Nachdem die Arbeiter a um a geschnitten, nah-  
men sie ihr b.
5. Jenes Malers a ist eine Landschaft im b.
6. Erst eine flotte a, sagte mein Freund, dann ein  
voller b.
7. Von der a her ertönte eine liebliche b.
8. Die heisende a vertrieb ich mir aus b.
9. Der Wildieb machte a sich auf die b.
10. Die Stadt a liegt in Italien; der Stadt b, in Frankreich, ge-  
denkt man's Papier heute noch.
11. Im a trat er feierlich zum b.
12. Mein Vetter lebt in der nordafrikanischen Küstenstadt a, als  
b eines großen Handelsortes.

### Königszug-Rösselsprung.

|      |      |       |       |     |      |      |
|------|------|-------|-------|-----|------|------|
|      | und  | ar-   | le-   | der | ar-  |      |
| men  | ver- | nie   | den   | im  | kann | men  |
| müht | den  | ster- | wer   | in  | lebt | des- |
| er   | fern | al-   | sein  | je  | ge-  | lie- |
| sel- | te   | lein  | er    | ste | ist  | im   |
| ge   | noch | die   | fühl- | to- | de   | noch |
| de   | er   | ge-   | an    | ih- | rem  | de   |
| fun- | wo   | lebt  | mun-  | und |      |      |

### Bilderrätsel.



### Auflösungen der Rätsel Seite 55.

Des Bilderrätsels „Ein Kartell im Hochgebirge“:  
Von dem Kartell (Kreuz) im Bilde in senkrechter Linie nach unten  
gehend, trifft man den Buchstaben D, auf den auch die Spitze des  
Vergletsches des einen Mannes zeigt. Von hier aus liest man (das D  
mit inbegriffen) durch alle Zeilen jeden zweiten Buchstaben ab und dann  
erst die übrig bleibenden. Es ergibt sich der Text: 1. Das Berg-  
steigen ist oft nur — 2. ein Umweg in den Abgrund.

Des Silberträtsels: Herzschlag.

Des Worträtsels:

Sape — Eder — Irland — Nase — Stänbchen — Chaise —  
Gage — Eder — Lappland — Dose — Edchen — Nase —  
Hütte — Ghe — Nüchtern — Futter — Kasser — Gbde — Nase  
Ente — Dose — Einsicht — Netter — Ginfier — Gbde — Dose  
Nagel — Beifand — Enge — Irma — Toga — Nabe — Anna  
Engel — Ruhland — Tange — Parma — Naga — Erbe — China  
Giro — Gile — Rager.  
Gero — Gile — Rager.

Des Raht's selbst-Rätsels:

|      |      |      |      |      |
|------|------|------|------|------|
| Wage | Nero | Riga | Post | Luft |
| Lage | Hero | Liga | Kost | Luft |
| Lage | Herb | Lina | Rose | Luft |
| Lohe | Held | Linj | Robe | Gast |
| Lohn | Huld | Lenj | Nabe | Gase |
|      | Grau | Weib | Gule |      |
|      | Gram | Wein | Gile |      |
|      | Kram | Wein | Gila |      |
|      | Krim | Bern | Elba |      |
|      | Reim | Born | Alba |      |

Des Worträtsels: Ausgeschlagen.

## Aus Küche, Haus und Hof.

**Gebackene Sellerie als Suppeneinlage.**  
Schöne, weiße Sellerieköpfe schält man und  
schneidet sie in Scheiben. In kochendem Salz-  
wasser macht man sie halb weich und legt sie  
sodann auf eine Serviette zum Abtropfen. Nun  
bereitet man einen guten Pfannkuchenteig,  
wendet die Scheiben darin um und bäckt sie  
in gutem, heißem Fett schön hellbraun. In  
Bouillon eingelegt, geben sie eine feine Suppen-  
einlage.

**Hammelfleisch in Tunkte.** Dazu wird Brust  
oder Rückgrat genommen. Man schneidet das  
Fleisch in halbbandgroße Stücke und kocht es  
mit Wasser und Salz halbweich. Die Brühe  
wird mit einem hellbraunen Einbrenn gebunden  
und feingewiegte Petersilie wie Zwiebel bei-  
gegeben. Die Tunkte würzt man mit ein wenig  
Öl und weißem Pfeffer. Zuletzt giebt man  
das Fleisch in die Tunkte und kocht es vollends  
weich. Beim Anrichten ist etwas Maggi wohl  
angebracht.

**Salztomaten.** Zu Salztomaten suche man  
recht schöne, nicht zu große grüne Tomaten aus,  
welche sie und schichte sie in einem Topf mit  
Vill, Kürsch- oder Weinblättern, so daß die  
oberste Schicht wieder Tomaten sind. Nun kocht  
man von Wasser und Salz eine Art Lard, giebt  
diesen kochend über die eingeschichteten Tomaten  
und stellt den Topf an einen warmen Ort, wo  
der Inhalt in Gärung kommt. Ist die etwas  
keimige Oberschicht entfernt, wird der Topf gut  
verdeckt und in einen kühlen, trockenen Raum  
gestellt. Hauptsache ist, daß die Tomaten mit  
dem Salzwasser gut bedeckt sein müssen.

**Nierenschnittchen.** Man brätet die Nieren  
und zerhackt sie dann fein. In etwas Butter  
läßt man eine feingehackte kleine Zwiebel  
gelb werden, giebt die gehackten Nieren, sowie  
Salz, Muskat, einen Löffel sauren Rahm, einen  
halben Löffel Senf und etwas Liebig's Fleisch-

extrakt dazu. Das so Gedämpfte streicht man  
warm auf geröstete Brotschnitten und reicht sie  
zum zweiten Frühstück zu Wein oder Bier.

**Kalter Zitronenpudding.** Man rührt sechs  
Eigelbe mit 100 Gramm geriebenem Zucker  
recht fein ab und fügt die fein abgeriebene  
Schale von einer, sowie den Saft von zwei  
Zitronen hinzu. Sodann löst man 16 Gramm  
weiße Gelatine in einer halben Tasse kochenden  
Wassers auf, vermischt sie mit der Masse und  
giebt zuletzt den heißen Schnee der Eier dazu.  
In hübscher Glasschale läßt man die Creme  
erstarren und serviert einen Fruchtgus dazu.  
Die Speise schmeckt vorzüglich.

**Napoleonknutteln.** 140 Gramm Zucker  
rührt man mit drei Eiern und zwei Eidottern,  
giebt 140 Gramm gestiftete und geröstete Man-  
deln dazu, sowie 70 Gramm Mehl, streicht die  
Masse dünn auf ein Blech und bäckt sie hell-  
gelb. Wenn sie aus dem Ofen kommt, schneidet  
man längliche Stückchen daraus, bestreicht sie  
mit Marmelade und legt sie zwei aufeinander.

**Weintraubengelee.** Man thue Beeren von  
großen, recht reifen Weintrauben besser Sorte,  
besonders Ruskateller, in ein Gefäß und stelle  
es so lange in kochendes Wasser, bis die Beeren  
aufgesprungen sind und der Saft herausgetreten  
ist. Ohne die Beeren zu pressen, schüttet man  
den Saft durch ein Haarsieb und läutert nun  
auf 1 Kilo Saft 1 Kilo Zucker in  $\frac{1}{2}$  Liter  
Wasser. Ist der Zucker ziemlich dick eingekocht,  
gießt man den Saft dazu, kocht unter häufigem  
Umrühren alles bis zur Probe und füllt das  
Gelee noch gut warm in die Gläser.

Anna Berg.

**Das leichte Seidenkleid, welches vom Ge-  
sellschaftskleid zum Sommerstrahlenkleid gemacht  
wurde, hat die Sonne jetzt so angegriffen, daß  
die Seide selbst zur Anfertigung einer Bluse**

nicht mehr gut genug erscheint. In solchen  
Fällen ist leichte Seide — auch abgenutzte Be-  
züge von Sonnenschirmen eignen sich dazu —  
als treffliches Zwischenfutter für warm fügen  
sollende Winterjäckchen, Tailen, Capes und  
dergleichen zu verwenden. Selbst wenn der  
Stoff ganz mürbe ist, behält er doch die Fähi-  
gkeit, die Wärme schlecht zu leiten, also warm  
zu halten. Man näht die Seidenreste mit  
leichten Heftklitten einfach auf dünne Gaze, die  
recht weich sein muß, und legt diese benähte  
Gaze zwischen Oberstoff und eigentliches Futter.  
Man erspart auf diese Weise die sonst zur Aus-  
fütterung warmhaltender Winterjäckchen meist be-  
nutzte Wattefütterung und hat zudem den Vorteil,  
ein leichteres und sich besser anziehendes  
Futter zu erhalten, als Watte dies sonst giebt.

**Mit Eintritt der feuchten Herbsttage wer-  
den die Gummischuhe, die zur warmen Sommer-  
zeit ein unbeachtetes Dasein führten, wieder  
hervorgeholt. Will man diese bei Regenwetter  
fast unentbehrlichen Schuhhüllen der Stiefel  
immer blank und glänzend erhalten, so muß  
man sie nach jedem Gebrauch sofort reinigen  
und sie nicht etwa unbeachtet beiseite legen.  
Die Schuhe werden mit lauwarmem Borax-  
wasser mit einem kräftigen Schwamm abgewaschen  
und mit einem dicken Tuch abgetrocknet. Dann  
träufelt man auf ein Wollläppchen etwas Glycerin  
und reibt damit die Schuhe gut ein und darauf  
recht trocken. Wenn man sie an einem trockenen  
Ort aufbewahrt, wird man sie auf die ange-  
gebene Weise lange weich und glänzend erhalten.**

**Vögeleichen, wie man sie zur Schneidere-  
braucht und die man in der Zwischenzeit wenig  
oder gar nicht gebraucht, rosten, wenn sie nicht  
sorgfältig eingehüllt und ganz trocken aufbewahrt  
werden, leicht gründlich. Vor Beginn der Winter-  
oder Herbstschneidereie sollte die Hausfrau des-  
halb nicht veräumen, diese Eichen zu revidieren**

und die etwa rostigen gut zu reinigen. Der  
Rost verschwindet am leichtesten, wenn man die  
rostigen Stellen mit Butter und etwas fein  
gestoßenem Salz bestreicht. Man läßt diesen  
Ueberstrich einige Zeit auf dem Eisen und wischt  
dann mit einem groben alten Tuch das Ganze  
fest ab. Der Rost wird verschwunden und die  
Eichen wieder blank fein.

**Schöner fast als die duftende Blumen-  
schale im Sommer nimmt sich eine buntfarbige  
Herbstlaubhülle aus, deren Bestandteile sich am  
schönsten von einer weißen Alabasterhülle ab-  
heben. In dieser Schale selbst darf man, um  
sie nicht zu verderben, das Laub nicht ordnen,  
sondern man muß eine mit nassem Sande ge-  
füllte Untertasse hineinstellen. Man bestreicht sie  
in Kranzform mit dem schön gefärbten Laub  
des wilden Schneeballs auf und läßt Ranken  
wildes Weines in feiner verschiedener Färbung  
dazwischen herabhängen. Mit allerlei Herbst-  
beeren: Verberiben, Schneebereen, Schlegeln,  
Hagebutten wird die Schale dann vollends ge-  
füllt. Sie gewährt einen reizenden, farben-  
prächtigen Anblick.**

**Eicheln, die man jetzt im Walde in großer  
Fülle ohne besondere Mühe sammeln kann, lassen  
sich zu allerliebsten Vorhanghalter verarbeiten,  
deren Herstellung sehr einfach ist. Man nimmt  
die Eicheln in möglichst gleicher Größe und  
durchschnitt sie der Länge nach mit einem Drill-  
bohrer, worauf man sie auf starke, entsprechend  
lange Bindfäden reißt. Die Eicheln werden dann  
zweifärbig bronziert, am hübschesten überzieht  
man die Schälchen mit Gold- oder Kupfer-  
bronze, die Eicheln selbst dagegen mit Silber-  
bronze. Zu jedem Vorhanghalter ist eine Doppel-  
schnur derart vorgefertigter Eicheln nötig, welche  
noch mit einem quastartigen Gehänge aus in  
gleicher Weise bronzierter Eicheln verziert wird.**

Luise Holle.



## Was giebt es Neues?

### Militär.

**Uniformen des chinesischen Militärs.** Jetzt, da wir gemeinsam mit den übrigen europäischen Mächten unsere in Tropenuniform eingekleideten Truppen zum Kampf gegen China entsenden, dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, wie die bezopften Krieger der regulären chinesischen Armee uniformiert sind. Was die Farben der Stoffe anbetrifft, die im fernen Osten zur militärischen Kleidung verwendet werden, so dominiert ein frisches Himmelblau. Nur der koreanische Soldat macht eine Ausnahme. Er trägt einen Rock und lange Beinlender von dunklem Violett mit mattgelben Aufschlägen, weißes Schuhzeug und einen braunen Strohhut mit mäßig breiter Krempe. Die chinesische Artillerie dagegen gewährt einen recht bunten Anblick. Sie erscheint in blauen Hosen, die ziemlich weit sind und dicht unter dem Knie aufhören, um dunkelblaue Strümpfe zum Vorschein kommen zu lassen, die ihrerseits in weißen Schuhen verschwinden. Das blaue Jackett sieht fast aus wie das Tricotband eines Jachtmans. Darüber tragen die „himmlischen“ Kanoniere einen zartgelben, ärmellosen Waffengürtel mit einem schwarzroten, dem griechischen Kreuz ähnlichen Abzeichen auf der Brust. Die Kopfbedeckung besteht in einem smaragdgrünen Turban. Von den Artilleristen unterscheiden sich die Infanteristen dadurch, daß sie ihre weniger losen blauen Pantalons in die vorn mit karminroten Streifen versehenen Strümpfe stecken und dazu hellbraunes Schuhwerk anlegen. Der Waffengürtel ist gleichfalls blau, zeigt aber Schulterfalte, Ärmelaufschlag und Tragen von karminfarbener Seide. Zu dieser Uniform gehört die gewöhnliche schiefergraue chinesische Mütze. Die Offiziere erblicken man in großen, sonderbar geformten Hüten, deren Ränder bis auf die Schultern fließen. Schmale, weiße Seidenbänder hängen ungeknüpft an den Seiten herunter. Die unteren Waffengürtel haben sehr weite Ärmel. Das darüber angelegte ärmellose Kleidungsstück, das bereits in der Taille endet, ist von rotbrauner Farbe und vorn mit einer ovalen Fläche bedeckenden weißen Seidenstickerei verziert.

### Verkehr. Handel. Industrie.

**Ueber die Behandlung allein reisender Kinder wurde auf den preussischen Staatsbahnen eine Vorschrift erlassen, durch die das Bahnpersonal angewiesen wird, bei dem Oeffnen und Schließen der Wagenthüren sehr vorsichtig zu verfahren; das Fahrpersonal wird ferner verpflichtet, die Kinder an den Bestimmungsorten dem Bahnpersonal zu überweisen, das Sorge zu tragen hat, daß die Kleinen nicht unüberwachten Personen in die Hände fallen. Ist zur Abholung allein reisender Kinder niemand auf dem Bahnhof, so sind die Angehörigen zu benachrichtigen und die Kinder bis zur Abholung im Wartesaal zu beaufsichtigen.**

**Berliner Knochenschlächtereien.** Die erste wurde in den vierziger Jahren vom „Verein gegen Tierquälerei“ in Berlin eingerichtet; man wollte die Fuhrwerksbesitzer dadurch veranlassen, ihre Pferde nicht bis zum äußersten Alter auszunutzen. Im Jahre 1848 wurden in dieser Anstalt 587 Pferde geschlachtet. 1868 gab es schon 18 Knochenschlächtereien in Berlin, die gegen 4000 Pferde schlachteten. Jetzt zählt man gegen 50 Knochenschlächtereien, die jährlich das Fleisch von ungefähr 12500 Pferden verarbeiten. Nur die wenigsten der geschlachteten Pferde sind alte, abgetriebene Mähren, wie man vielfach glaubt; die weitaus meisten sind noch kräftige Tiere, die einen Unfall erlitten und deshalb dem Knochenschlächter verkauft werden mußten. Ein Pferd ergibt durchschnittlich 400 Pfund Fleisch, doch sind nur 40 bis 45 Prozent davon zu menschlicher Nahrung geeignet. Das übrige minderwertige wird als Hundefutter und für die wilden Tiere im Zoologischen Garten, das Fett zu technischen Zwecken gebraucht. In den Stadtteilen mit starker Bevölkerung giebt es eine Anzahl von Speisewirtschaften, in denen den Gästen nur Knochfleisch vorgelegt wird; eine große Portion warmes Mittagessen kostet dort 25 bis 30,

und eine Fleischbrühe 5 Pfennige. Diese Wirtschaften machen ausgezeichnete Geschäfte.

### Unterrichtswesen.

**Der Reichskanzler hat dem Versprechen gemäß, daß der Kaiser bei seiner Palästinareise in Konstantinopel gab, der Realschule der deutschen und schweizer Schulgemeinde unter Leitung des Dr. Hans Karl Schwab in Konstantinopel nunmehr die Berechtigung erteilt, Zeugnisse für den einjährig-freiwilligen Militärdienst auszustellen. Die Examina haben unter Leitung eines Regierungskommissars stattgefunden. Befreiungen von der mündlichen Prüfung oder einzelnen Teilen derselben sind unstatthaft.**

### Erfindungen.

**Eine Weltzeituhr.** Ein geistreicher Uhrmacher in Australien hat sich — wie das Patentbureau von Richard Liders in Göttingen berichtet — die Mühe genommen, eine Uhr zu erfinden, welche durch die Anordnung eines Radianten mit 24 Zeigern, welche in Verbindung mit einem 24 Stunden-Zifferblatt in Thätigkeit sind, jedermann in die Lage setzt, sofort die Zeit in verschiedenen Teilen der Welt aufzusuchen. Der Kreisradiant ist aus verziertem Silber hergestellt, und die Uhr, welche die beschriebene, vielseitige Funktion verrichtet, ist auch als gewöhnliche Uhr gut zu verwenden. Es ist einleuchtend, daß es für einen Kaufmann, der nach verschiedenen Ländern Depeschen schickt, von großer Wichtigkeit ist, festzusehen (was mit Hilfe dieser Uhr möglich ist), ob ein Telegramm seinen Bestimmungsort vor oder nach Schluß der amtlichen Post- oder Telegraphenzeit erreicht. Die Uhr kann mit großem Nutzen auch in solchen Ländern verwendet werden, wo das Eisenbahnsystem verschiedene Zonen umfaßt, wie zum Beispiel die Vereinigten Staaten von Nordamerika oder Rußland.

### Vereinswesen.

**Der Deutsche Kriegerbund besteht nach der vor kurzem erschienenen Geschäftsübersicht aus 356 Verbänden mit 13805 Vereinen und 1195292 Mitgliedern (gegen 281 Verbände mit 12891 Vereinen und 1148067 Mitgliedern am 1. Januar 1899). Von den Mitgliedern sind 280085, also circa 25 Prozent, Veteranen der Kriege von 1870/71 und weiter zurück. Für Unterstützungszwecke wurden im Jahre 1899 125130,85 Mark verausgabt, und daneben wurden 216 Kriegerwitwen in den Kriegerwohnhäusern zu Römshild, Genth und Osnabrück verpflegt und erzogen. Die Zahl der Bundesamitätskolonnen ist auf 537 mit 12318 Mitgliedern gestiegen. Die Bundessterbefälle zählte im Jahre 1899 in 402 Fällen 89816,39 Mark Sterbegelder aus, weist 41703 Versicherungen mit 10154325 Mark auf und besitzt ein Vermögen von 1170100 Mark. Das Vermögen des Deutschen Kriegerbundes beträgt in mündelsicheren Hypotheken, Wertpapieren und Barbestand 636832 Mark, wobei der Wert und das Inventar der drei Waisenhäuser nicht berücksichtigt sind. Der seit dem 1. Januar 1899 unter dem Protektorat des Kaisers als König von Preußen bestehende Preussische Landeskriegerverband, durch Personalunion in den Vorstandsämtern mit dem Deutschen Kriegerbunde verknüpft, umfaßt 32 Verbände mit 11536 Vereinen und 1021919 Mitgliedern, besitzt bereits für Unterstützungszwecke ein Vermögen von 88288 Mark und hat auch schon namhafte Unterstützung an hilfsbedürftige Kriegerwitwen und notleidende Kameraden gewährt.**

### Kunst.

**Wir hatten vor einiger Zeit unsern verehrlichen Lesern mitgeteilt, daß die offiziellen Photographien und Ansichtspostkarten von den diesjährigen Oberammergauer Passionsspielen in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinen würden. Es sind nunmehr sämtliche photographischen Aufnahmen — ins-**

gesamt 45 Gruppen- und 57 Einzelaufnahmen — zur Ausgabe gelangt und die meisten, namentlich in den größeren Formaten, nach Ansicht kompetenter Beurteiler Meisterwerke von ergreifender Wirkung. Die Ausführung der Bilder, die für alle Besucher der Oberammergauer Passionsspiele ein bleibendes Andenken bilden, ist vorzüglich gelungen. Ein genaues Verzeichnis der Photographien mit Preisangaben für die verschiedenen Formate sendet die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart auf Verlangen kostenfrei an jede Adresse.

### Warnungstafel.

**Eine Warnung erläßt das niederländische Generalkonsulat in London vor der Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit einer dortselbst etablierten Gesellschaft, genannt „The City of London Auction Company“, welche ein Geschäftsfloß 33 Ludgate Hill E. C. unterhält. Diese Firma scheint dieselbe zu sein wie die seitdem liquidirte „British Horticultural Association“, vor der im „Reichsanzeiger“ vom 13. März dieses Jahres gewarnt worden ist.**

### Bekanntmachungen.

**Ueber die Merkmale der Hundswut erläßt der Berliner Polizeipräsident eine Bekanntmachung. Nachdem darin das Unzutreffende der landläufigen Meinungen über diese Merkmale dargelegt ist, werden die wirklich festgestellten Anzeichen der Tollwut bei Hunden beschrieben wie folgt: Die Hunde zeigen zuerst eine Veränderung in ihrem gewöhnlichen Benehmen, indem manche von ihnen mehr still, traurig oder verdrießlich werden, mehr als sonst sich in dunkle Orte legen, andre dagegen sich mehr unruhig, reizbar und zum Beißen oder Fortlaufen geneigt zeigen. — Viele wutkränke Hunde verlassen in den ersten Tagen der Krankheit das Haus ihres Herrn und laufen mehr oder weniger weit davon, sie kehren aber dann, wenn sie nicht hieran gehindert werden, nach etwa 24 bis 48 Stunden wieder zurück. — Die meisten dieser Hunde verlieren schon in den ersten zwei Tagen der Krankheit den Appetit zu dem gewöhnlichen Futter, aber sie verschlucken von Zeit zu Zeit andere Dinge, welche nicht als Nahrung dienen, wie zum Beispiel Erde, Torf, Stroh, Holzstücke, Lappen und dergleichen. — Alle tollten Hunde zeigen eine andre Art des Bellens; sie machen nämlich nicht mehrere voneinander getrennte Laute oder Schläge der Stimme, sondern nur einen Anschlag und ziehen den Ton etwas lang und in die Höhe. Diese Art des Bellens ist ein Hauptkennzeichen der Krankheit. — Manche Hunde bellen sehr viel, andre sehr wenig. Bei den ersteren wird nach und nach die Stimme heiser. — Fast alle tollten Hunde äußern eine größere Beißlust als im gesunden Zustande. Dieselbe tritt gegen andre Tiere eher und mehr hervor als gegen Menschen, ist aber zuweilen so groß, daß auch selbst leblose Gegenstände nicht verschont werden. Doch behalten die Tiere hierbei oft noch so viel Bewußtsein, daß sie ihren Herrn erkennen und seinem Ruf folgen; zuweilen aber verschonen sie auch ihn nicht. — Bei manchen tollten Hunden findet sich bald gleich beim Eintritt der Krankheit, bald im weiteren Verlauf derselben eine lähmungsartige Erschlaffung der Kaumuskeln ein, und infolge hiervon hängt der Unterkiefer etwas herab, und das Maul steht offen, doch können auch diese Hunde von Zeit zu Zeit noch beißen. — Alle tollten Hunde magern in kurzer Zeit sehr ab, sie bekommen trübe Augen und struppige Haare; sie werden nach etwa fünf bis sechs Tagen allmählich schwächer im Kreuz, zuletzt im Hinterteil gelähmt, und schließlich nach acht bis neun Tagen erfolgt der Tod. Es ergibt sich hiernach, daß die Erkenntnis der Hundswut nicht immer leicht ist. Es ist daher jedem Besitzer eines Hundes dringend anzuraten, daß er, sobald an dem Hund irgend welche Abweichungen seines gewöhnlichen Zustandes oder Verhaltens bemerkbar werden, sogleich einen Tierarzt zu Rate zu ziehen.**



Phot. Jander & Rabich, Berlin.

Sanitätspersonal und Radfahrer der 1. ostasiatischen Infanterie-Brigade des deutschen Expeditionscorps.